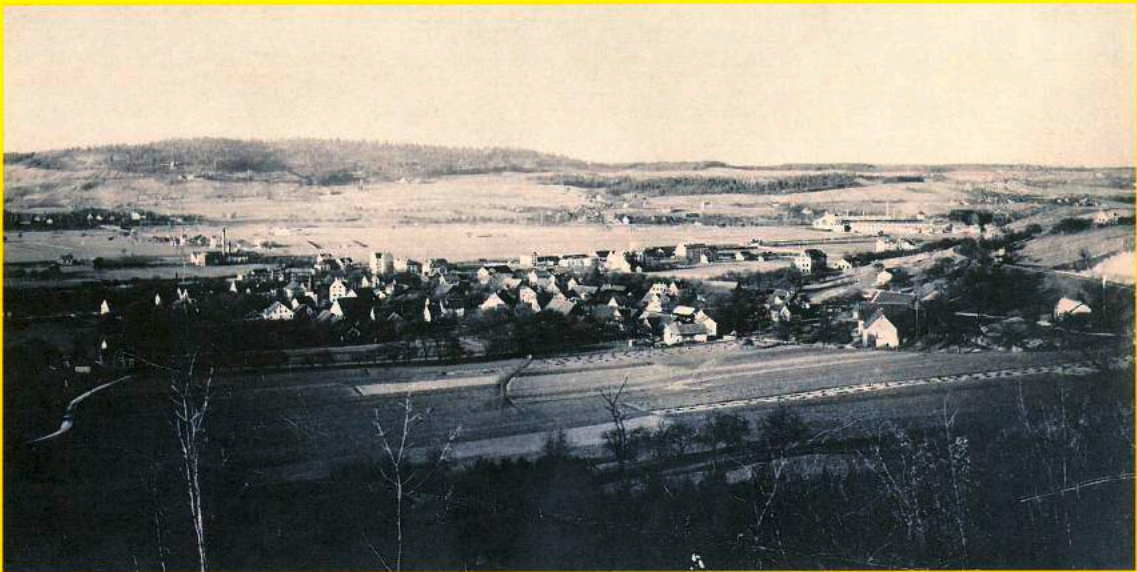




Jahrheft von Schlieren 1996



Wir Kinder vom «Negerdorf»

Landwirtschaftlicher Verein Schlieren
gegründet 1893

Wir Kinder vom «Negerdorf»

Erinnerungen zweier Gasikinder an die Zeit zwischen den beiden Kriegen

von Heidi und Kurt Scheitlin †

Für unsere Kinder und Enkel

Seiten 2–35

Landwirtschaftlicher Verein Schlieren gegründet 1893

von Rudolf Weidmann

Seiten 37–80

Herausgegeben von der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
und der Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	3
Zusammenleben in einem Sonderquartier	5
Kinderparadies	7
Gefährliche Spiele	10
Strassenkinder	12
Das Gasibähnli	14
Der Rostock-Verein	20
Mädchen-Spiele	22
Die Gasi-Wirtschaft	26
Das Lädeli	29
Das Silberblatt	31
Ballon-Abenteuer	33
Veränderte Welt	34

Vorwort

Der erste Teil dieses Jahrheftes heisst «Wir Kinder vom Negerdorf» und ergänzt in idealer Weise das letztjährige Werk von Max Kübler über die Geschichte des Gaswerks. Heidi und Kurt Scheitlin haben vor Jahren für ihre Kinder und Enkel aufgeschrieben, wie sie die Gasi-Siedlung zu ihrer Schulzeit erlebt haben. Der Bericht vermittelt ein so gutes Bild vom ganzen Leben in diesem Aussenquartier unserer Gemeinde, dass wir ihn als einen Teil der Schlieremer Geschichte betrachten. Er ist es wert, in unserer Jahrheft-Reihe veröffentlicht zu werden.

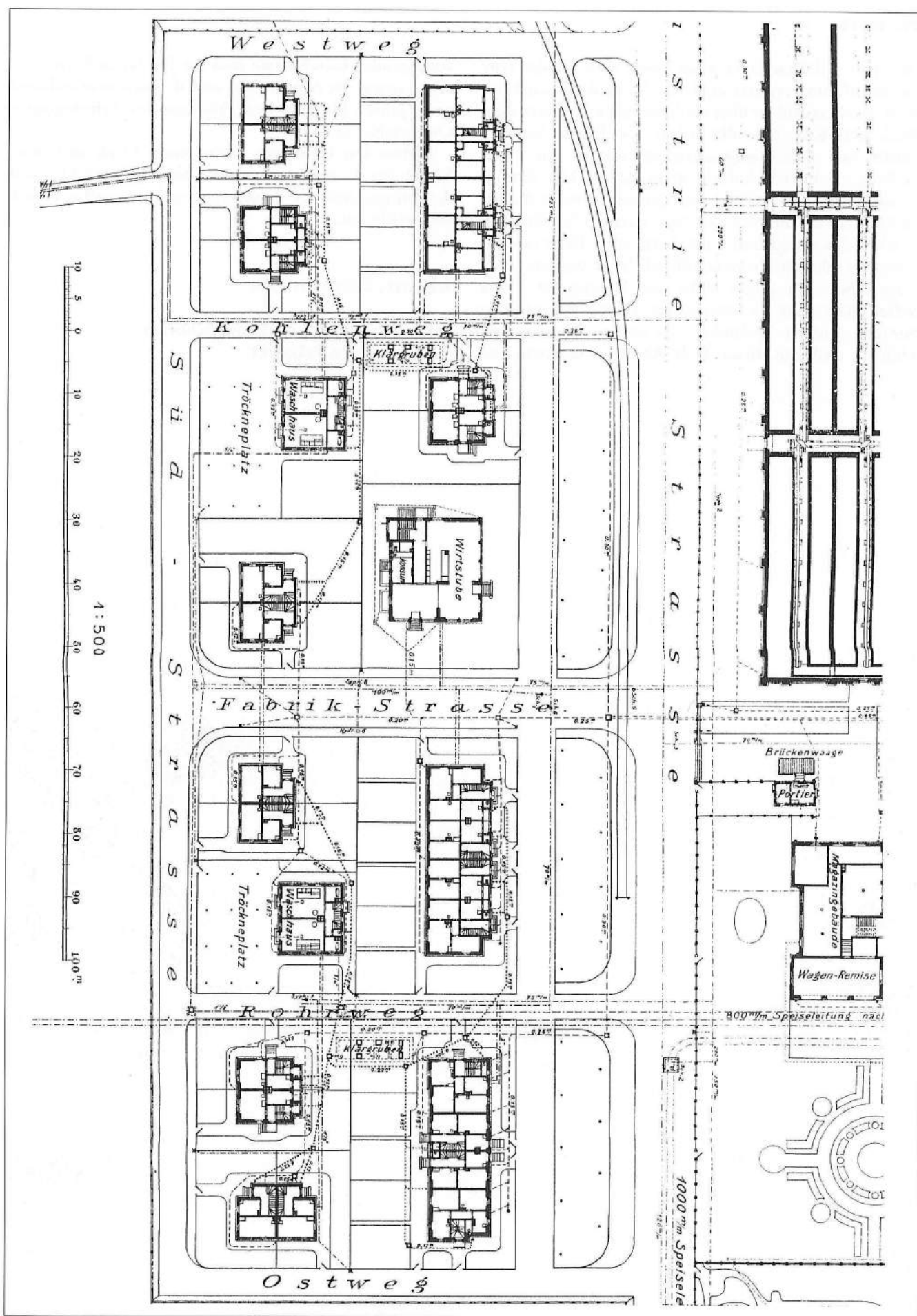
Kurt Scheitlin erlebt leider die Herausgabe dieses Heftes nicht mehr. Im vergangenen Herbst musste er zu unserem grossen Bedauern von seiner Familie, von Schlieren und von dieser Welt Abschied nehmen. Die

vorliegenden Geschichten sind ein Teil seines Vermächtnisses an uns. Sie erinnern uns auch daran, dass er während sechs Jahren Mitglied und Präsident der Arbeitsgruppe Ortsgeschichte war.

Neben den Verfassern gehört unser Dank auch Max Kübler für die gute Auswahl der historischen Bilder und der Bürgergemeinde Schlieren, welche uns den Druck ermöglicht hat.

Schlieren, Dezember 1996

Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
Heinrich Meier, Präsident



ZUSAMMENLEBEN IN EINEM SONDERQUARTIER

Man nannte uns im Dorf die «Gäsler». Das war der freundlichere Name. Meist aber waren wir für die alteingesessenen Schlieremer die «Negerdörfler», kamen wir doch aus dem «Negerdorf», wie die Arbeitersiedlung beim Gaswerk bezeichnet wurde. Das hatte seinen Grund nicht etwa nur darin, dass in unserem Quartier alles vom schwarzen Kohlenstaub aus dem Werk bedeckt war und auch die Arbeiter, die an den Retorten beschäftigt waren, diese schwarze Farbe im Gesicht hatten. Viel mehr fiel ins Gewicht, dass man diese Ballung von links gerichteten Arbeitern in den bürgerlichen Kreisen im Dorf irgendwie als exotisch empfand. Da wohnten in unmittelbarer Nähe des Werkes neben den vier Familien, deren Väter in der Verwaltung tätig waren und die innerhalb des Fabrikgeländes ihren Wohnsitz hatten, vierzig Arbeiterfamilien mit etwa sechzig Kindern. Für die vom Schicksal Begünstigten standen sieben Doppeleinfamilienhäuser zur Verfügung; die andern hatten ihre kleineren Wohnungen in drei Langhäusern, von denen zwei östlich und eines westlich der Gasometerstrasse standen; die Gasometerstrasse trennte die ganze Siedlung in ein Oberquartier im Osten und ein Unterquartier im Westen; diese Aufteilung spielte oft vor allem bei den Kindern eine Rolle für die Zusammensetzung der Spielgruppen.

Gelegentlich fanden zwischen den Oberquartierlern und den Unterquartierlern tätliche Auseinandersetzungen, eine Art «Bubenkriege» statt. Gegen aussen allerdings bildete die Gasi-Jugend eine Einheit, vor allem, wenn es darum ging, sich gegen die Jugend aus dem Dorf oder aus Oberengstringen durchzusetzen. Doch davon später.

In jedem Quartier stand ein Waschhaus mit je zwei Waschküchen im Parterre, zwei Wäsche-Trocknungsräumen im 1. Stock und mit zwei Badezimmern. Die Waschküchen waren in den Anfängen recht bescheiden eingerichtet; zwei Waschröge dienten dem Einweichen, Einseifen und Spülen der Wäsche, die am Waschbrett gerieben wurde; das heisse Wasser wurde von der Fabrik geliefert. Auf einer Art Pritsche wurden die Überkleider der Männer mit Schmierseife eingeseift. Zum Sieden der Wäsche stand ein Siedehafen zur Verfügung, der natürlich mit Gas aufgeheizt wurde. Später wurden Wäschezentrifugen installiert. Vollends komfortabel wurde es in einer nächsten Etappe, als in jede Waschküche auch eine Waschmaschine gestellt wurde.

Gewaschen wurde nach einem bestimmten Plan; jede Familie hatte Anrecht auf ihre Waschtage. Wer an der Reihe war, musste den Schlüssel zur Waschküche im Portierhaus des Werkes beziehen und ihn nachher auch



Waschhaus im Oberquartier

wieder dorthin zurückbringen. Dieser Wechsel gab natürlich auch Anlass zu allerhand Reibereien. Nicht jede Benutzerin liess die Waschküche so aufgeräumt und gereinigt zurück, wie es ihre Nachfolgerin wünschte. Und da in der Regel immer in der gleichen Reihenfolge gewaschen wurde und deshalb immer die Gleichen über die Gleichen zu schimpfen Anlass hatten, konnten da richtige Feindschaften heranreifen. Wenn es dann nur bei verbalen Auseinandersetzungen blieb – «Drecksau» und «Tüpfelschüsseri» waren da etwa die Ausdrücke –, hielt sich das noch einigermaßen im Rahmen. Ab und zu steigerten sich aber die Feindseligkeiten zu Handgreiflichkeiten. Für uns Kinder war es natürlich ein Erlebnis, mitansehen zu können, wie zwei Frauen sich in die Haare gerieten und einander zerrten, bis eine von ihnen oder beide auf dem Boden lagen, oder wie sie sich gegenseitig mit dem Wasserkessel das siedendheisse Wasser über die Füsse zu leeren versuchten.

Ja, das heisse Wasser! Das gab Anlass für andere Gehässigkeiten. Da in den Wohnungen nur kaltes Wasser aus der Leitung kam, hatte jede Familie das Recht, jederzeit, wenn die Waschküche offen war, dort heisses Wasser für den Haushalt zu beziehen. Am Heisswasserhahn beim vordersten Trog wurde der Wasserkessel gefüllt und dann nach Hause getragen. Wenn die Kinder diesen Gang verrichteten, ging das einigermaßen problemlos. Nicht immer so, wenn die Mütter selbst diesen Dienst übernahmen. Das dauerte meistens länger, weil sich die Wasserträgerin mit der anwesenden Wäscherin allzu gerne auf eine Unterhaltung einliess. Nicht immer wurde über den Brotpreis diskutiert. Viel dankbarer und spannender war es, wenn eine Nachbarin verhandelt werden konnte. Und wenn dann, weil dies länger dauerte, eine zweite und eine dritte Wasserträgerin dazukamen, wurde es immer unterhaltsamer. Da wurde halt aus dem Gedankenaustausch bald einmal «Waschweibergeschwätz», wie es im Buch steht, und aus der Waschküche wurde eine Gerüchteküche. Selbstverständlich blieben solche Gespräche nicht geheim. Auf irgend einem Wege wurde der Verhandelten deren Inhalte hinterbracht, was dann oft ein böses Ende nehmen konnte.

Zu ähnlichen Schwierigkeiten führte auch die Benützung der Badezimmer. Gebadet und dann die Leibwäsche gewechselt wurde grundsätzlich am Samstagnachmittag – diesen späten Reinigungstermin hat man jeweilen am Samstagmorgen in der Schule riechen können. Diese Prozedur erfolgte ebenfalls nach einem genauen Zeitplan. Auch der Badezimmerschlüssel musste im Portierhaus geholt und wieder deponiert werden. Da kam es natürlich immer wieder vor, dass eine Familie zu lange badete, d.h. den Schlüssel zu spät zurückbrachte oder dass die Badewanne und das Badezimmer nicht sauber genug geputzt waren. Wer sich da versündigte, war bald einmal im Quartier bekannt.

Wenn diese Feindseligkeiten allzu drastische Formen annahmen, kamen sie früher oder später der Geschäftsleitung zu Ohren. Dort amtierte auch der «quartiereigene Friedensrichter». Eigentlich hatte er zwar eine andere Aufgabe. Dr. Emil Ott hatte als Chemiker im Gaswerk begonnen, wurde dann aber bald zum Betriebsleiter und damit Stellvertreter des Direktors befördert. Neben-

amtlich hielt er an der ETH (damals «Polytechnikum» genannt) Vorlesungen und Kurse über Rauchgasanalysen, und es wurde ihm dafür der Professor-Titel verliehen. Nicht sein unbestrittenes Fachwissen allerdings kam da zum Einsatz, sondern seine beeindruckende menschliche Weisheit und unangefochtene Autorität. Es floss schon Respekt ein, wenn jemand «vor de Tokterott hätt müese». Ich weiss keinen Fall, den er, nachdem er die Parteien zitiert hatte, nicht schlichten konnte. Bei ganz Uneinsichtigen hatte er natürlich immer noch ein überzeugendes salomonisches Mittel in der Hand, von dem er allerdings nur im äussersten Notfall Gebrauch machte: Er stellte beiden streitenden Parteien als letzte Lösung die Kündigung der Wohnung in Aussicht; dies führte unfehlbar wenigstens zu einer «friedlichen Koexistenz».

Um die Konfliktmöglichkeiten zum mindesten zu verringern, ergriff Dr. Ott auch geeignete praktische Massnahmen; so wurde die Heisswasserstelle in späteren Jahren aus der Waschküche in einen Vorraum des Waschhauses verlegt. Auch dort trafen sich natürlich die Frauen; aber da waren doch die «Waschfrauen» nicht mehr dabei.



Dr. Emil Ott, Betriebsleiter
«de Tokterott»

KINDERPARADIES

Wenn wir nicht gerade Zeugen verbaler oder handgreiflicher Auseinandersetzungen unter den Erwachsenen waren, spürten wir wenig von diesen Spannungen. Für uns hatten die Waschhäuser ihre eigene, friedliche Bedeutung. Vor jedem Waschhaus lag ein grosser gekiester Platz zum Trocknen der Wäsche. Eisenstangen mit Haken waren da montiert, an denen die Wäscheleinen befestigt wurden. Uns dienten sie, wenn keine Wäsche hing, als Spielfeldmarkierungen bei unseren diversen Spielen. Bei den Buben war vor allem «Tschuten» Trumpf. Beim Völkerball waren auch die Mädchen dabei. Auch für andere Ballspiele, etwa «Zää Läbe», war genügend Platz. Die Mädchen zogen im Kies die Linien für das Hüpfspiel «Himmel und Hölle». Rund um das Gebäude konnte man prächtig «Huus-Egge-Guggis» machen. Daneben erinnere ich mich an eine Zeit – es waren die letzten Tage der «Limmattaler Strassenbahn» –, da wir Buben ganz intensiv «Trämlis» spielten. Während andere Buben unseres Alters davon träumten, Lokomotivführer zu werden, war für uns der Beruf des Tramführers oder auch des Tramkondukteurs viel attraktiver. Da fuhren wir mit unseren supponierten Tramwagen den verschiedenen Wäschestangen nach, die für uns die Haltestellen und die «Halt auf Verlangen» darstellten. Wir kannten selbstverständlich alle Stationen der Limmattalstrecke, deren es damals viel mehr gab als heute, und wir wussten sogar alle Streckentarife. Vor allem mein Kamerad Emil Berli zeichnete sich da durch profunde Kenntnisse aus; er verdankte sie seiner Freundschaft mit den beiden Brüdern Pfäffli, die bei der Strassenbahn arbeiteten. So fuhren wir denn – wir fanden immer eine Anzahl Passagiere – von Stange zu Stange, einer als Wagenführer (er hatte die Anfahrts- und Bremsgeräusche zu imitieren) und der andere als Kondukteur, der die Billette zu verkaufen und die Stationen auszurufen hatte. So verwandelte unsere Phantasie den nüchternen Wäschetrocknenplatz in unsere Traumwelt.

Noch eine besondere Gelegenheit boten uns die Waschhäuser. Wie schon erwähnt, bargen sie im 1. Stock je zwei Trocknungsräume, die von der Abwärme des Werkes wunderbar geheizt waren. Da sassen wir dann bei kühler Witterung, wenn eine der Mütter, die gerade Waschtage hatte, die Erlaubnis dazu gab, zusammen und lauschten gespannt den Ausführungen dessen, der über ein gelesenes Buch berichten konnte. Oft las auch einer vor. «Die Hunnenschlacht», «Die Beatushöhle» und der «Robinson» gehörten da etwa dazu.

Noch ein anderes Lokal hatten wir für unsere Zusammenkünfte. Über dem Gaswerk-Restaurant befand sich ein «Lesesaal», ursprünglich mit Zeitschriften und einer Büchersammlung für die Arbeiterschaft ausgestattet. Ich weiss nicht, ob dieser Lesesaal seine eigentliche Funktion je hat erfüllen können; zu unserer Zeit jedenfalls nicht mehr. Ab und zu wurden darin Versammlungen, meist politischer Art, abgehalten. In der Regel aber stand er leer. Und da Ernst Lüthi, der Sohn des Wirtehepaares, mit uns aufwuchs, durften wir diesen Saal immer wieder für unsere Aktivitäten benutzen. Ernst Lüthi besass eine elektrische Modelleisenbahn mit einer grossen Gleisanlage, mit Weichen und Stellwerk; stundenlang konnten wir uns damit verweilen. Wenn da eher die Buben angesprochen

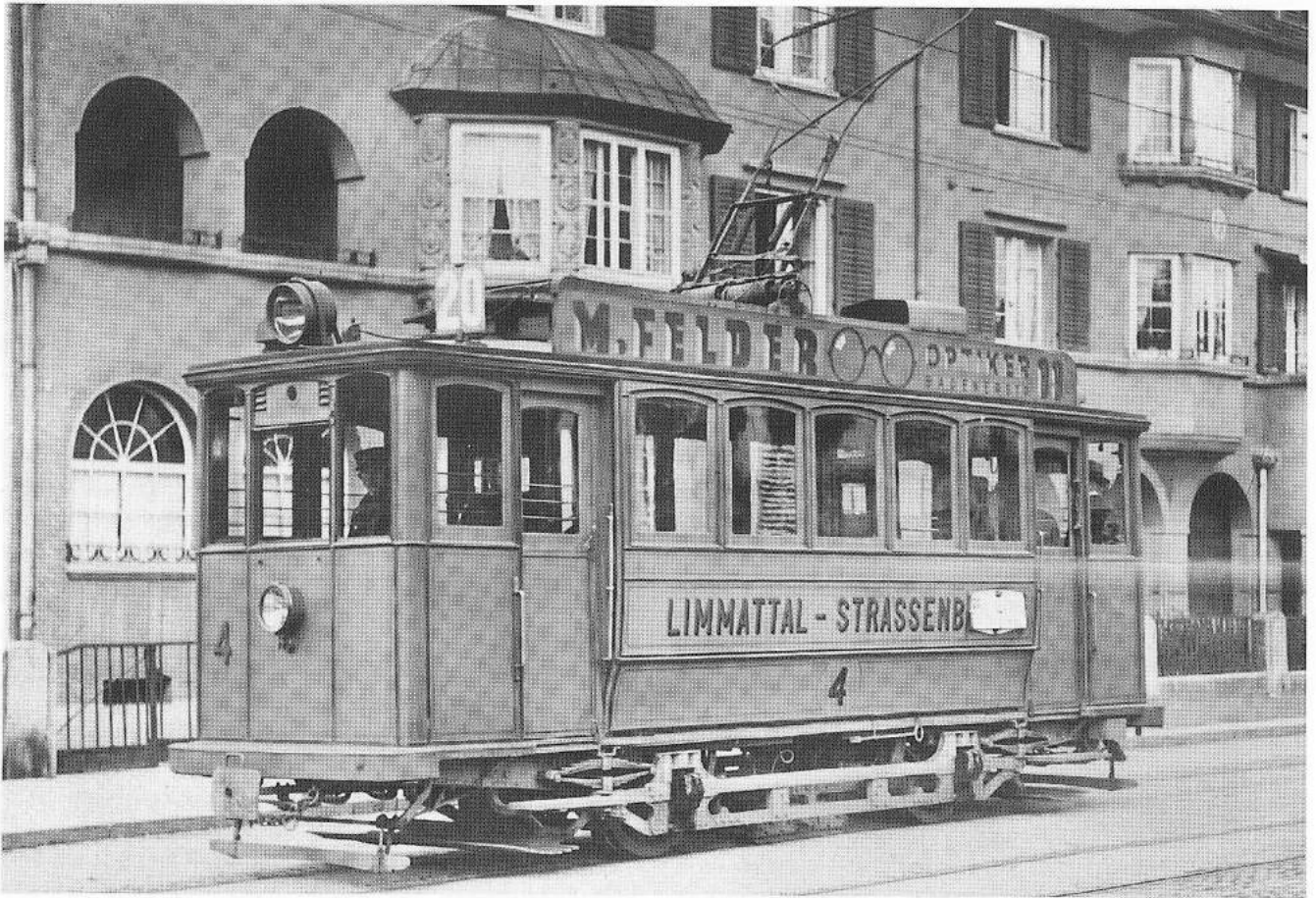
waren, hatte Ernst Lüthi eine weitere Attraktion, von der auch die Mädchen angezogen wurden. Auf Weihnachten hatte er einen Schmalfilmprojektor erhalten, auf dem er uns bisweilen Filme vorführen durfte. Charlot, Pat und Patachon und andere bestritten das Programm. Natürlich waren es Stummfilme mit Zwischentiteln. Gelegentlich durfte ich dazu am Klavier die Filmmusik improvisieren.

Wir inszenierten aber auch eigene Aufführungen. Wie ergreifend wussten wir doch das Schicksal des heimwehkranken Schweizersöldners darzustellen, gesanglich untermauert mit den Liedern «Zu Strassburg auf der Schanz» und «Es geht bei gedämpftem Trommelklang» bis zur dramatischen Erschiessung als Höhepunkt. Gelegentlich waren einige Mütter bereit, unsere Darbietungen – gegen ein kleines Eintrittsgeld selbstverständlich – über sich ergehen zu lassen.

An Spielmöglichkeiten fehlte es auch sonst nicht. Auf der Nordseite der Kolonie, zwischen den Häusern und der Industriestrasse, durch die Querstrassen des Quartiers voneinander getrennt, waren vier niedrig eingezäunte Rasen-Anlagen, die – man staune! – betreten werden durften. «Aawäägli» wurden sie von uns Kindern (und von einigen Erwachsenen) genannt, weil wir offenbar mit dem eigentlichen Wort «Aaläägli» (kleine Anlagen) nichts anfangen konnten. Sie waren ein weiterer Ort für Ballspiele im Sommer und Schneehütten im Winter.

Benedet wurden wir von denen im Dorf und von den Oberengstringern vor allem wegen der zwei grossen Spielplätze, die wir benutzen durften. Im Westen der Siedlung war der «alte Spielplatz» mit einem eindrücklichen Bestand an hohen Kletterbäumen. Die dort ursprünglich montierten Spielgeräte waren auf dem «neuen Spielplatz» westlich der Gasometerbrücke aufgestellt worden und kehrten erst in den Kriegsjahren, als der «neue Spielplatz» zugunsten der «Anbauschlacht» aufgehoben wurde, an den alten Ort zurück. Zu unserer Zeit war der alte Spielplatz ohne Geräte, aber ein Eldorado für den Bau von Hütten, je nach Jahreszeit Bretter-Hütten, Emballage-Sack-Hütten, Laub-Hütten und Schneehütten. Weil der alte Spielplatz im Westen lag, fühlten sich die Jugendlichen des Unterquartiers als seine Besitzer. Dort wohnten in meiner Kinderzeit auch die älteren Buben, die Riebens, die Walsers, die Bertolinis und die Buchers. Es brauchte schon deren besondere Gunst, wenn auch Kinder aus dem Oberquartier an ihren Hütten-Erlebnissen teilhaben durften.

Wie schwer es war, da mittun zu können, erfuhr ich am eigenen Leibe. Meine ersten Kindheitsjahre verbrachte ich nicht in der Kolonie (der Umzug dorthin erfolgte erst, als ich in der fünften Klasse war), sondern in einem der «Beamtenhäuser», die zwischen dem Gaswerk und der nördlichen Allmendstrasse lagen. Wir waren dort auch eine Schar von neun schulpflichtigen Kindern und hatten wenig Kontakt mit den Jugendlichen der Kolonie. Für diese waren wir, weil unsere Väter nicht zur Arbeiterschaft gehörten, die «Noblen», zu denen man eher auf Distanz ging. Da aber im Unterquartier meine Tante Sophie, mein Onkel Karl und meine Cousine Marga wohnten, bei denen ich oft zu Besuch war, rechnete ich mich doch auch ein wenig zu den Unterquartierlern. Kurz und gut, als ich sah, dass dort auf dem alten Spielplatz eine Hütte gebaut



Limmattal Strassenbahn

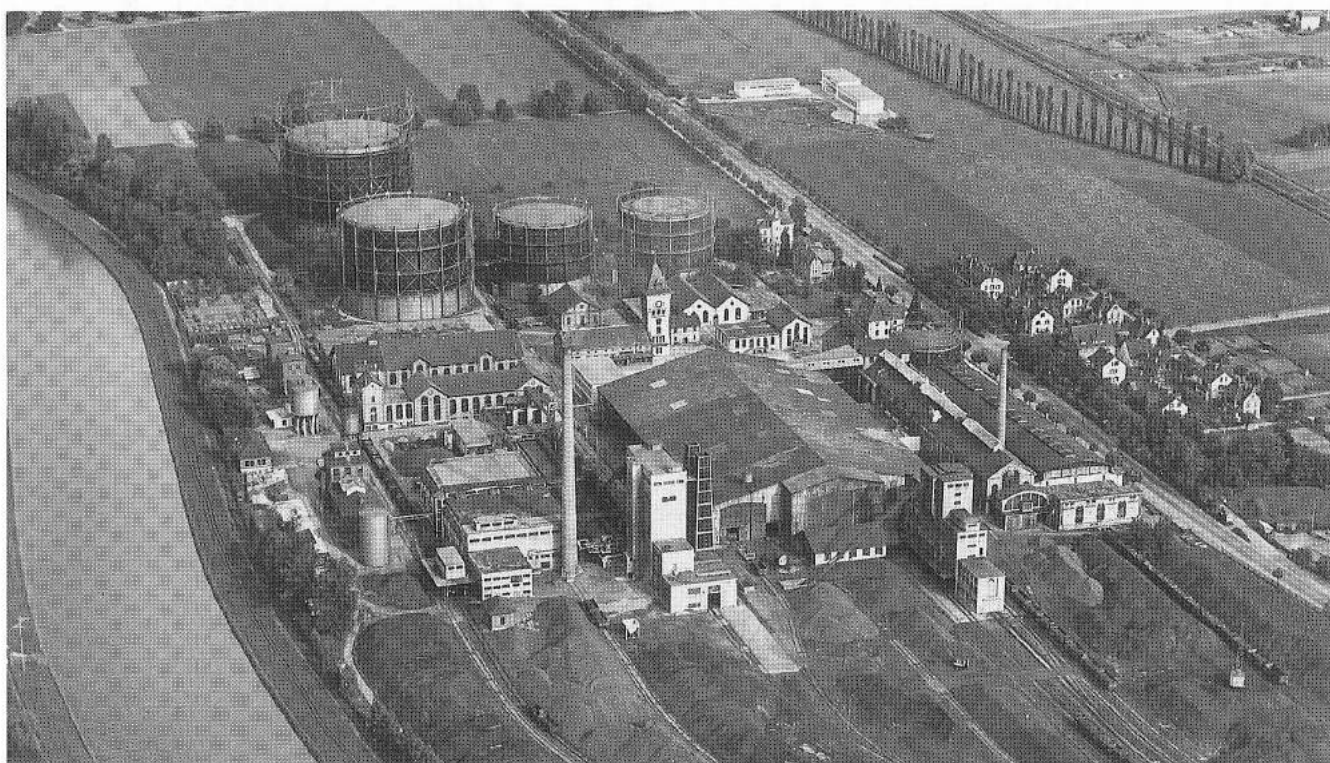


Lesesaal Restaurant Gaswerk

wurde, bat ich die Zuständigen, mittun zu dürfen. «Dafür bist du viel zu klein und zu schwach; wir können dich nicht brauchen. Wer bei uns mittun will, muss imstande sein, eine dieser Räben – es war gerade Räbenzeit – von hier aus auf die Spitze jenes Zaunpfostens zu werfen». Dieser Zaunpfosten war in einer Entfernung, die in meiner Erinnerung natürlich viel grösser ist als sie wahrscheinlich war, aber doch gross genug, dass ihnen und mir die Erfüllung der Aufgabe unmöglich schien. Selbstsicher sagte ich aber: «Das kann ich!». Natürlich musste ich den Beweis antreten. «Jetzt muss der liebe Gott mir helfen», dachte ich, holte aus zum Wurf, und das Wunder geschah: die Räbe steckte haargenau auf der Pfostenspitze. Meine Siegesfreude wurde aber gleich gedämpft. «Jetzt hast du die Räbe kaputt gemacht; du musst sie bezahlen» hiess es, und man forderte von mir zehn Rappen. Ich eilte nach Hause und kam mit dem Geld zurück. Wohl oder übel musste man mich jetzt zulassen. Brenzlich wurde es erst, als nach einer Weile noch ein paar ältere Buben dazustiesen, die sich darüber wunderten, dass so ein Knirps, und dann noch einer aus den Beamtenhäusern (die meisten sagten zwar «Bianchi-Häuser», nach dem Baumeister) mittun durfte und, als ihnen der Grund für meine Zulassung genannt wurde, die Wiederholung der Probe forderten. Da wurde mir mulmig. Ob ich da den lieben Gott noch einmal bemühen durfte? Ich konnte schliesslich das Verhängnis abwenden mit der Frage, wer dann die nächste Räbe bezahle; ich sei dazu nicht mehr bereit. Noch schwerer war es natürlich für die vom Dorf und die von Oberengstringen, die bei uns auf dem neuen Spielplatz mittun wollten. Neben einem grossen Spielfeld hatte es dort eine riesige Kettenschaukel (ein «Riitsäil», wie wir das nannten), ein Reck, eine Hoch- und Weitsprunganlage, zwei Barren, eine grosse, schwere Schaukel («Giigampfi») und einen riesigen Rundlauf, dessen Griffe an langen Ketten hingen.

Streng wachten wir darüber, dass kein Unbefugter diese Einrichtungen benützte. Wer aus dem Dorf kam, musste schon von einem Gäsler dazu eingeladen werden. Nur an den Sonntagen mussten wir uns in Toleranz üben, weil da oft Familien mit Kindern im Restaurant Gaswerk einkehrten und die Kinder, nachdem sie ihren Sirup getrunken hatten, auf den Spielplatz schickten. Hart waren wir aber den Oberengstringern gegenüber, die sich dann dafür rächten, wenn wir im Sommer am rechten Limmatufer baden wollten. Vor Schlägereien konnten wir uns nur dadurch retten, dass wir behaupteten, der Mann auf dem Gaskessel – es war wahrscheinlich ein Maler – sei der Gasdirektor, und der sehe alles und werde sie dann schon bestrafen. Wie doch so ein Direktor, auch wenn es kein echter war, damals respektiert wurde!

Das Baden in der Limmat hatte aber auch noch andere Tücken. Die eine lag im Bereich der Hygiene. Zwar hatte die Stadt Zürich im «Werdhölzli» eine Kläranlage errichtet, welche die Abwässer der Stadt reinigen sollte, bevor sie in die Limmat geleitet wurden. Offensichtlich war diese damals den Anforderungen nicht mehr gewachsen, und die Zeugen ihres Ungenügens schwammen dann fröhlich auf unsere Badeplätze zu. Das zwang uns, den Flusslauf immer gut zu beobachten, wenn wir nicht mit den Verdauungsprodukten der Stadtbewohner zusammenstossen wollten. Wenn wir auf der Strasse spielten, mussten wir uns vor heranfahrenden Autos warnen. «Achtung! Es Auto!» Das mussten wir aber nicht so oft rufen, wie das entsprechende «Achtung! En Chegel!» in der Limmat. Zwar schwamm der grössere Teil dieser «Segnungen» wegen der Krümmung des Flusses auf der linken Seite der Limmat – das war der Grund dafür, dass wir auf der Engstringerseite baden gingen –, aber was auf der rechten Seite mitschwamm, genügte immer noch vollauf. Natürlich nahmen wir dies alles in Kauf, da die Badegelegenheiten sonst doch recht spärlich waren.



Gaswerk Flugaufnahme 1949

GEFÄHRLICHE SPIELE

Tückisch waren aber auch die Strömungen und Strudel im reissenden Fluss. Für ungeübte Schwimmer war es nicht ratsam, sich zu weit vom Ufer zu entfernen. Diese Gefahr demonstrierte mir meine Schulkameradin Rösli Knobel auf eindruckliche Weise. Sie besuchte mit mir die Primarschule und, obwohl sie im kleinen Haus neben dem Schulhaus wohnte, fand sie sich oft bei mir daheim in den Beamtenhäusern ein, wo wir ganze Nachmittage miteinander spielen konnten. Dies hatte sie an einem heissen Sommernachmittag auch wieder geplant, allerdings ohne mich darüber zu orientieren. Als sie bei mir eintraf, musste ich ihr sagen, dass ich mich bereits mit Kameraden zu einem Bad in der Limmat verabredet hatte, aber sie könne ja auch mitkommen, wenn sie wolle. Die Frage nach dem Badkleid bot kein echtes Problem. Ich hatte, meinem ganzen Badkleid mit Trägern und blauweissen Streifen entwachsen, soeben richtige Bubenbadehosen bekommen und konnte darum dem Rösli das Badkleid überlassen. Voll Freude kam sie mit, ohne mir zu sagen, dass sie nicht schwimmen konnte. Offensichtlich hatte sie auch nicht die geringste Angst vor dem Wasser. Kaum waren wir an der Limmat angekommen, marschierte sie forsch direkt ins kühlende Nass, verlor sofort den Boden unter den Füßen, ging unter, fing an zu zappeln und Zetermordio zu schreien, und voller Entsetzen sah ich, wie mein blaugestreiftes Badkleid mit dem Rösli Knobel darin von der Strömung mitgerissen wurde. Zum Glück erkannte ein erwachsener Badegast die Situation, stürzte sich beherzt in die Fluten und brachte das schreiende und pfnuchzende Rösli ans sichere Ufer. «Ist das deine Schwester?» fragte er mich, als er mich entsetzt daneben stehen sah. «Nein, es ist nur mein Badkleid», gab ich ihm verwirrt zur Antwort. An seinem Blick konnte ich ablesen, dass dies nicht eben eine gute Reaktion gewesen war. Da Rösli jede Lust an der Fortsetzung des Badevergnügens verloren hatte, fand dieses ein abruptes Ende, bevor ich Gelegenheit gehabt hatte, auch nur einen Fuss ins Wasser zu tauchen. Eine Möglichkeit zum sauberen und sicheren Baden im Freien bot uns der allerdings recht entfernte Katzenssee bei Regensdorf. Es gehörte auch zu den Gemeinschaftserlebnissen unseres «Negerdorfes», dass sich an einem schönen Sonntagmorgen ganze Familien zusammentaten, um gemeinsam über den Grünwald nach Regensdorf zu wandern, Verpflegung im Rucksack, um den Tag am Katzenssee zu verbringen. Kinder aus andern Familien durften sich anschliessen. Waren das herrliche Tage! Es tat dem Vergnügen keinen Abbruch, dass man am Abend natürlich den langen Weg zurück wieder bewältigen musste und neu verschwitzt zu Hause ankam. Auch die verbrannten Schulterblätter, die nachts im Bett zu schmerzen begannen – wir hatten noch keine Sonnenschutzcremen – schmälerten die Freude nicht.

Es gab aber auch Unternehmungen, die weit mehr Gefahren in sich bargen als all die Spiele auf den Strassen oder das Baden in der Limmat. Unsere Eltern hätten sie uns mit Bestimmtheit verboten, wenn sie davon gewusst hätten. Aber man nahm es natürlich schon damals mit der «Meldepflicht» nicht so genau. So spielte sich dann

manches heimlich ab und zog nur darum keine rigorosen Strafen nach sich, weil bei den Eltern die Erleichterung darüber, dass kein Unglück geschehen war, grösser war als der erlittene Schreck.

Zu diesen gefährvollen Unternehmungen gehörten unter anderem die Schiessübungen, die unser Kamerad Walter mit seinem Bolzengewehr veranstaltete. Walter hatte dieses «Spielzeug» als Geschenk auf einen Geburtstag erhalten. Weil die Erziehungsmethoden seiner Eltern auf Selbständigkeit und Eigenverantwortung abzielten und demzufolge recht frei waren, überliessen sie es ihm, mit diesem Gerät verantwortlich umzugehen. Unglücklicherweise fiel dieses Geschenk in eine Zeit, in welcher in der Schule die «Schweizer Sagen und Heldengeschichten» von Meinrad Lienert intensiv gelesen wurden und damit die Begeisterung für die Vergangenheit unseres Volkes weckten. Dass uns dabei die Heldengestalt Wilhelm Tells besonders imponierte, muss wohl nicht besonders erklärt werden. Auf unseren Walter machte sie jedenfalls grossen Eindruck. So war es ihm nicht zu verargen, dass er sich ihn zum Vorbild nahm und beschloss, so intensiv zu üben, dass er es dem Meisterschützen gleichtun könne. Tatsächlich brachte er es zu einer überzeugenden Meisterschaft, und eines Tages anerbote er sich, die Probe aufs Exempel zu machen und die Apfelschuss-Szene im Garten seiner Eltern zu wiederholen. Warum ausgerechnet ich die Rolle des Tellenbübleins übernehmen sollte, habe ich nie ergründen können. Offenbar traute man mir zu, den nötigen Mut für die Übernahme dieser Rolle zu besitzen und mir den Apfel auf den Kopf setzen zu lassen. Darin hatte man sich allerdings getäuscht: Dieser Mut verliess mich, als es darauf ankam, und so musste man sich nach langwierigen Diskussionen entschliessen, die Szene in einer Variante aufzuführen. Statt des Apfels auf meinem Kopf wurde als Ziel die Deichsel meines nagelneuen Trottinetts erkoren, das ich – auf die Heldenpose wollte man nicht ganz verzichten – auf Armeslänge links von mir halten musste. Der Schütze zielte, schoss, und zu seinem Ruhm muss ich sagen, dass er haargenau die von ihm vorher bezeichnete Stelle traf; er hätte also auch den Apfel in der Mitte getroffen. Als ich aber den Metallbolzen sah, der sich tief ins Holz eingebohrt hatte, war ich doch froh, dass wir diese Variante gewählt hatten; schon ein Schuss in meine Hand oder in den Unterarm hätte eine ernstliche Verletzung verursacht, zu schweigen von einem Treffer in die Stirne, wenn es beim echten Apfelschuss daneben gegangen wäre. Vergeblich versuchten wir den Bolzen aus dem Holz herauszulösen; er blieb als Beweisstück stecken und zwang uns natürlich, den Grund für sein Vorhandensein unsern Eltern zu erklären, worauf das Bolzengewehr unseres wagemutigen Schützen für einige Zeit aus dem Verkehr genommen wurde.

Diese Apfelschuss-Aufführung hatte noch ein Nachspiel. Einige Wochen nach diesem Ereignis wurde mir nämlich das Trottinett vor dem LVZ-Laden an der Bahnhofstrasse gestohlen, wo ich es beim Posten abgestellt hatte. Längere Zeit blieb es verschwunden, bis mir ein Schulkamerad aus dem Dorf melden konnte, wo er es

gesehen habe. Sein derzeitiger Besitzer behauptete allerdings, es gehöre ihm, er habe es schon vor vielen Wochen mit seinem Taschengeld erworben. Da er aber für die Metall-Bolzen-Verzierung in der Deichsel keine Erklärung hatte, musste er den Diebstahl zugeben. Dieser Fahndungserfolg hat meinen Vater in der Beurteilung der Tell-Szene etwas milder gestimmt.

Eine ganz tolle Zeit bot uns der Bau der neuen Geleise-Anlage im Westen des Gaswerks in den frühen dreissiger Jahren. Bis dahin wurde die Kohle vom Bahnhof Schlieren im Westen des Werks von der Südseite her angeliefert, wobei die Industriestrasse (heute Bernstrasse) überquert werden musste. Dazu musste der Rangiermeister mit der roten Fahne den Verkehr auf der Strasse aufhalten, was natürlich die Automobilisten nicht gerade erfreute. Jenseits der Strasse wurde die Kohle dann aus den Wagen mittels des Elevators in die Höhe verfrachtet und auf Rollwagen ins Ofenhaus gefahren. Mit der Verlegung der Ofenanlagen in den nördlichen Teil des Areals und im Bestreben, die Überquerung der Industriestrasse durch die Bahngeleise zu vermeiden, wurde für den Strassenverkehr eine Überführung gebaut. Unter ihr führten nun die Geleise durch, die sich auf dem Areal westlich des Werkes verzweigten. Für den Bau dieser Anlage brauchte es ausgedehnte Vorarbeiten; als Geleise-Unterbau mussten Schotterbetten angelegt werden. Zur Anlieferung des Materials errichtete die Geleisebaufirma eine grosse Rollwagen-Anlage. Die Rollwagen, die während der Bauzeit von Benzinlokomotiven gezogen wurden, hatten es uns natürlich angetan. Am Samstag, nach Feierabend (es gab noch keine Fünftagewoche) und am Sonntag boten sie uns die faszinierendste, wenn auch nicht ungefährliche Spielmöglichkeit. Zwar standen überall Tafeln mit der Aufschrift «Betreten der Baustelle verboten». Das wirkte für uns aber eher als Einladung. Wir koppelten die Wagen voneinander los, stellten sie – von Hand geschoben – zu neuen Zugskompositionen zusammen und machten, während einer an der Bremskurbel die Sicherheit gewährleisten musste, richtige Schussfahrten bis zu Wettfahrten mit parallelen Zügen. Durch die Auffahrtsrampen der neuen Überführung blieb unser Tun vor den Augen unserer Väter verborgen bis zu jenem Tage, an dem es leicht zu einer Katastrophe hätte kommen können. Einer unserer Kameraden entdeckte an einem Sonntag, dass an einer der Benzinlokomotiven der Zündungsschlüssel stecken geblieben war. Nach einigem Werweissen entschloss sich der Verwegenste von uns, die Sache auszuprobieren. Wir brachten tatsächlich die Maschine in Gang. Wir stellten einen kleinen Zug zusammen und spielten nun «Eisenbahn» nach Strich und Faden. Das dauerte so lange, bis unsere Lokomotive wegen einer schlecht gestellten Weiche entgleiste und wir in unserem Bemühen, sie wieder auf die Schienen zu bringen, mit unseren schwachen Kräften kläglich scheiterten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als geschlagen und mit schlechtem Gewissen davonzuschleichen. So fand unser Sonntagsvergnügen ein jähes Ende.

Das dicke Ende folgte aber erst in der Woche darauf. Die Arbeiter entdeckten am Montagmorgen die entgleiste Maschine, und mit ein wenig Phantasie konnten sie sich den Hergang reimen. Eine intensive Befragung setzte ein,

hochnotpeinliche Verhöre folgten. Wir hielten aber dicht. Geklärt wurde die Sache nie, und der Verdacht blieb an Oberengstringer Buben hängen, deren Heimweg über den Limmatsteg am Ort des Geschehens vorbei führte. Uns wurde erst hintendrein bewusst, wie gefährlich unser Vergnügen gewesen war, und dass wir – bei allem – reichlich Glück im Unglück hatten.

STRASSENKINDER

Wir waren Strassenkinder, aber nicht in dem negativen Sinn, wie dies heute für die Kinder gewisser Grossstädte gilt. Wir waren es, weil man sich damals ohne Gefährdung in der Freizeit auf der Strasse aufhalten konnte. Strassen waren weitere Spielplätze. Sogar die wichtige Industriestrasse (heute Bernstrasse) diente uns in dieser Weise. Unbeschwert konnte man auf ihr mit der Peitsche den «Surrli» (Kreisel) antreiben oder «röiffle» (mit dem Reifen spielen). Die spärlichen Autos, die durchfuhren, bewegten sich so langsam, dass man noch gut Platz machen konnte, wenn sie in Sichtweite kamen – «Achtung! Es Auto!», hiess es dann eben, worauf man die Strasse für einen Moment räumte.

Die Rampe der Gasometerbrücke konnte man im Sommer benützen, um mit dem Trottinett eine Schussfahrt zu machen, die erst auf der Industriestrasse gebremst werden musste. Im Winter aber war dies eine herrliche Schlittelbahn. Da herrschte ein emsiges Treiben von Davoser- und Kesslerschlitten und von «Geissen». «Sitzlige» und «büüchlige» wurde gefahren. Wer es ganz rassig haben wollte, schlittelte die Seitenrampe der Brücke hinab; da war in der Mitte eine Haarnadelkurve zu nehmen und im Auslauf rechtzeitig zu stoppen, um die Fahrt nicht im «Riedi» (Riedbach) zu beenden. Zum grossen Gaudi der übrigen geschah dies natürlich jeden Winter einigemal. Die Brückenabfahrt diente aber auch für die ersten Anfänge in der Ski-Kunst, wobei man zuerst einmal Fassdauben – in der nahen Fassfabrik erhältlich – an die Füsse schnallte.

Der «Riedi» verhalf uns aber auch gelegentlich im Frühjahr zu einem besonderen Vergnügen. Östlich der Südrampe, die auf die Gasometerbrücke führt, lag ein grosses Stück Land mit Schrebergärten. Weil dieses Land ziemlich viel Staunässe aufwies, musste es entwässert werden. Drainageröhren leiteten das Wasser unter dem Bahndamm hindurch in den Riedbach. Das bewährte sich in der Regel problemlos. Wenn aber der «Riedi» im frühen Frühling infolge lang andauernder Regenfälle und der Schneeschmelze so viel Wasser führte, dass es im natürlichen Lauf nicht mehr abfliessen konnte und über die Ufer trat, floss ein Teil dieses Wassers den umgekehrten Weg durch die Drainageröhren und überflutete die Schrebergärten. Der so entstandene «Gasi-See» war für uns natürlich eine Attraktion, und wenn er auch nicht tief war, bot er uns immerhin die Möglichkeit, umherschwimmende

Bretter und Fassdeckel als Flösse zu benützen. Wenn diese Spiele oft auch mit einem Sturz ins Wasser endeten, war dies nicht allzu schlimm; meistens konnten wir uns diese Vergnügungen ja erst auf dem Heimweg von der Schule leisten.

Eine Episode in diesem Zusammenhang ist uns in erheiternder Erinnerung geblieben. Wieder einmal hatte sich der «Gasi-See» gebildet; das Wasser lag knietief über dem Boden und deckte alles zu. Da und dort ragte etwa die Sitzfläche eines selbstgezimmerten Bänkleins oder die Abdeckung eines Regenwasser- oder Jauchefasses aus dem Wasserspiegel, und wenn diese «Inseln» in einigermaßen günstigen Abständen nebeneinander lagen, konnte man der Versuchung kaum widerstehen, von einem trockenen Ort zum andern zu springen. So hatte unsere Schulfreundin Hedi Zollinger einen Fassdeckel erspäht, den sie in kühnem Sprung zu erreichen versuchte. Mit ihrem Mut hatte sie Erfolg. Sicheren Fusses stand sie mitten im Wasser auf dieser trockenen Unterlage. Das imponierte und rief nach Nachahmung. Darum wollte es ihr unser Hans Hüsler – ein zwar hochintelligenter, aber gleichzeitig etwas naiver Kamerad – gleichtun und ebenfalls auf die für zwei Personen etwas enge Plattform springen. Vergeblich versuchte ihn Hedi, dem Unheil schwante, davon abzuhalten. Hans setzte trotz der Warnung zum Sprung an, erreichte auch gut und zielsicher den Fassdeckel, aber mit seiner «Landung» versetzte er diesem einen Stoss. Der Deckel verschob sich und kippte, und die beiden mutigen Springer versanken im Fass. Der Höhepunkt der Komik wurde aber erst mit ihren Befreiungsversuchen erreicht. Sie beschimpften sich wie die Rohrspatzen und schoben sich gegenseitig die Schuld zu. Beide hielten sich mit ihren Händen am Fassrand fest, Rücken an Rücken, und versuchten, sich hochzustemmen. Weil sie aber noch ihre Schultornister am Rücken trugen, schoben sich diese bei ihren Bemühungen immer wieder übereinander, so dass immer das eine das andere ins Fass zurückdrückte. Es brauchte eine Weile, bis wir uns vom Lachen so weit erholt hatten, dass wir ihnen helfen und sie aus ihrer ungemütlichen Lage befreien konnten. Kaum hatten sie wieder festen Boden unter den Füssen, eilten sie auf getrennten Wegen nach Hause, aber solange sie sich sahen, flogen die Schimpfwörter hin und her.

Am meisten waren wir mit unseren Fahrrädern auf der Strasse. Da hatten wir alle Möglichkeiten. Strassen führ-



Wohnkolonie – Ansicht von Gasometerbrücke

ten um die ganze Siedlung, und jedes der beiden Quartiere wurde noch einmal je durch eine Querstrasse unterteilt. Auch hier war praktisch kein Verkehr, so dass wir ungehindert unsere Rennen fahren konnten. Natürlich hatten wir keine Rennvelos, sondern wir benutzten die verschiedenen Modelle, die unsere Väter besaßen. Meine ersten Versuche begann ich mit dem «Starrlauf»-Velo aus meines Vaters Jugendzeit, das sich wunderbar für einige akrobatische Kunststücke eignete. Ich brachte es dabei zu einer gewissen, wenn auch bescheidenen, Fertigkeit. Für einzelne fand das Rennen ab und zu ein wenig rühmliches Ende an der nicht ganz kniehohen Umzäunung der «Aawäägli», deren Höhe perfiderweise gerade so war, dass man samt dem Fahrrad kopfvoran über sie in den Rasen stürzte. Ein ernster Unfall ist dabei aber nie passiert.

Gelegentlich wurde uns die freie Fahrt streitig gemacht durch den Gemüsehändler Dietz von der Engstringerstrasse, der auf seinem Dreirad frisches Gemüse in die Siedlung brachte. Aber er machte wenigstens rechtzeitig auf sich aufmerksam. Er pries seine Ware durch lautes Rufen an. Vermutlich rief er die einzelnen Gemüsesorten aus. Die tönnten aber alle gleich. Zu vernehmen war immer nur eine undefinierbare Aufzählung, die in unseren Ohren so lautete: «Ho-hoho, hoo, hooo, hooohoho, hoo!» Aber wir wussten dann wenigstens, dass er unterwegs war. Da war der italienische Bananenverkäufer, der auch jede Woche mit seinem Handwagen zu uns kam, schon verständlicher. «Kanarische Banana! Frischi Banana!» verkündigte er. Anfangs machte es uns einen Riesenspass, seinen Ruf mit leicht verändertem Text zu imitieren. «Fuuli Banana! Tüüri Banana!» riefen wir, worauf er natürlich regelmässig mit einem uns erheiternden Wutausbruch reagierte und uns die fürchterlichsten «Schlötterlige» (Schimpfwörter) nachrief. Das ging so, bis – ja, ich weiss nicht, wer ihm den weisen Rat gegeben hatte – er sein Verhalten überraschend änderte. Als wir wieder seine «fuule Banana» ausriefen, blieb er ganz ruhig, winkte uns zu sich heran und bot uns seine Bananen gratis zum Probieren an. Und als wir ihm zugaben, dass seine Früchte gut schmeckten, strahlte er übers ganze Gesicht. «Nicht waahr, keine fuuli Banane,» sagte er. Wir hänselten ihn nachher nie mehr.

Noch anderes wurde auf der Strasse ausgerufen. Ich weiss nicht mehr, in welchen Abständen jeweils am Freitag der Fischverkäufer und seine Frau ihr Fuhrwerk vor dem Fabrikausgang aufstellten. «Frischeeee Fischee!» wurden da ausgerufen. Wie frisch diese damals sein konnten, weiss ich nicht, da die Meerfische ja einen längeren Weg zurücklegen mussten, bis sie bei uns eintrafen, und man damals noch nicht die gleichen Kühlmöglichkeiten besass wie heute. Aber ich weiss noch, dass man diese Fische noch riechen konnte, wenn die Verkäufer mit ihrem Gefährt längst abgezogen waren. Und noch etwas ist mir in Erinnerung geblieben: Wenn die Fischfrau ihre Produkte ausrief, sah sie genau aus wie ein Fisch; sie bewegte ihren Mund in der gleichen Weise wie ein wasserschnappender Fisch. Ich wundere mich heute, dass wir sie nie verspotteten. Wahrscheinlich empfanden wir ihr Schicksal, so aussehen zu müssen, ohnhin schon als hart genug.

Wir konnten ja wirklich auch ganz manierlich sein. Wenn wir im Herbst unsern gasi-eigenen Rääbeliechtli-Umzug durchführten, bei dem wir unzählige Male ums Quartier zogen und unser gasi-eigenes Rääbeliechtli-Lied sangen, gaben wir uns grosse Mühe, den Schlaf der Schichtarbeiter nicht zu stören. Viele unserer Väter mussten im Schichtbetrieb arbeiten, die einen – und zwar im Wechsel – von 06.00 bis 14.00 Uhr, die andern von 14.00 bis 22.00 Uhr, und die dritten von 22.00 bis 06.00 Uhr. Wer die Nachttour hatte, war natürlich darauf angewiesen, den Schlaf tagsüber nachholen zu können. Wir wussten von unseren Kameraden, in welchem Haus ein Nachttour-Arbeiter schlief, und wir unterbrachen auf vernünftige Distanz unsern Gesang. Es war ja kein kunstvoller Gesang. Dafür war er laut. Das Lied war ohne Worte und tönnte nur so:



Dafür wurde dies unzählige Male wiederholt. Versuche, ab und zu ein richtiges Lied zu singen, scheiterten immer wieder an der langjährigen Tradition.

Auch unsere eigenen Fasnachtsumzüge führten wir auf den Quartierstrassen durch, wobei sich die Mütter Mühe gaben, diesen möglichst abwechslungsreich zu gestalten. Neben schönen Kostümen (Rotkäppchen etc.) waren vor allem die «Lumpenkudi» beliebt.

DAS GASIBÄHNLI

Etwas, was wir als besonderes Privileg empfanden, war das Fahren mit dem Gasibähnli. Das Gaswerk war mit einer gut ausgebauten Gleisanlage mit dem Bahnhof Schlieren verbunden, auf der die mit der SBB gelieferte Kohle zur Verarbeitung ins Werk gebracht werden musste. Diesen Transportdienst besorgten fabrikeigene Dampflokomotiven. Die Gleisanlage wurde aber auch gebraucht, um die Arbeiter und Angestellten, die vom Dorf oder mit den SBB von auswärts kamen, am Bahnhof abzuholen und ins Werk, d. h. vor das Portierhaus zu führen, wo die Stempeluhren waren. Dafür waren zwei ausgediente Personenwagen der SBB in Betrieb genommen worden, beide mit harten Holzbänken ausgerüstet, einer aber mit Vorhängen an den Fenstern. Dieser vornehme Wagen war für die Büro-Angestellten bestimmt (eine höhere Klasse), der

andere, ohne Vorhänge, nahm die Arbeiter auf. Jeden Morgen, vor Arbeitsbeginn, fuhr dieser kleine Personenzug zum Bahnhof, um die Arbeiter abzuholen, die um 06.45 Uhr Arbeitsbeginn hatten; eine zweite Fahrt, für die Bürolisten, fand eine Stunde später statt. Um 12.00 Uhr, nach Beginn der Mittagszeit, erfolgte der Transport in umgekehrter Richtung. Um 13.00 Uhr wurden Arbeiter und Angestellte wieder zur Arbeit geholt und nach Feierabend wieder zum Bahnhof gebracht. Um für die Gasikinder den Schulweg abzukürzen – wir besuchten die Schulhäuser an der Badenerstrasse und an der Grabenstrasse –, durften wir die Leerfahrten belegen, am Morgen auf den Siebenuhr- und Achtuhrschulbeginn, nach 12.00 Uhr zu einer kurzen Mittagspause nach Hause, um 13.00 Uhr wieder nach Schlieren für den Nach-



Werkeingang mit Gasibähnli



Arbeiterwagen – Herrenwagen

mittagsunterricht. Die Rückfahrt am Abend wurde vor allem von den Schülern benutzt, die in Zürich zur Schule gingen. Natürlich durften wir nur im «Arbeiterwagen» fahren; zum «Herrenwagen» – er fiel später der Demokratisierung zum Opfer – hatten wir keinen Zutritt. Bisweilen fuhr auch mein Vater mit, besonders in der Zeit, als er als Angehöriger der Grütli-Partei Mitglied der Schulpflege war. Zu meiner Enttäuschung fuhr er aber immer auf der Lokomotive – auf der «Maschine», wie er sagte. Ich habe erst viel später verstanden, dass er damit dem Dilemma auswich, zwischen dem Arbeiter- und dem Herrenwagen entscheiden zu müssen. Als Arbeiter (Elektriker) hatte er seine Arbeit im Gaswerk begonnen; er wäre sich deshalb im «Herrenwagen» deplaziert vorgekommen. Inzwischen war er zum Maschinenmeister und Betriebstechniker avanciert und wollte sich nicht dem Geruch der Anbiederung im Arbeiterwagen aussetzen.

Das Zweiklassensystem, das im Gasibähnli zum Ausdruck kam, fand auch im Gaswerk-Restaurant seine Anwendung. Neben dem grossen Wirtschaftssaal mit den langen Tischen, in dem die Arbeiter bedient wurden, gab es das kleinere «Herrenstübli» mit kleineren Tischen, die in Nischen aufgestellt waren. Da löschten die Büroherren und die Herren aus Schlieren, die gelegentlich ins Gaswerk kamen, ihren Durst. Hier löste mein Vater das Dilemma damit, dass er, wenn er allein zu seinem Bier ging, sich ins Arbeiterlokal setzte; wenn er mit meiner Mutter einkehrte, suchten sie das Herrenstübli auf.

Die Aufsicht über die Kinder im Gasibähnli führte der gestrenge Herr Moser, der offiziell als Bremser mitfuhr. Er stand während der Fahrt auf der hintern Plattform des Wagens bei der Bremse. Gleichwohl hatte er die Möglichkeit zu kontrollieren, was im Innern des Wagens vor sich ging. Neben der Türe war oben in der Wand, genau auf

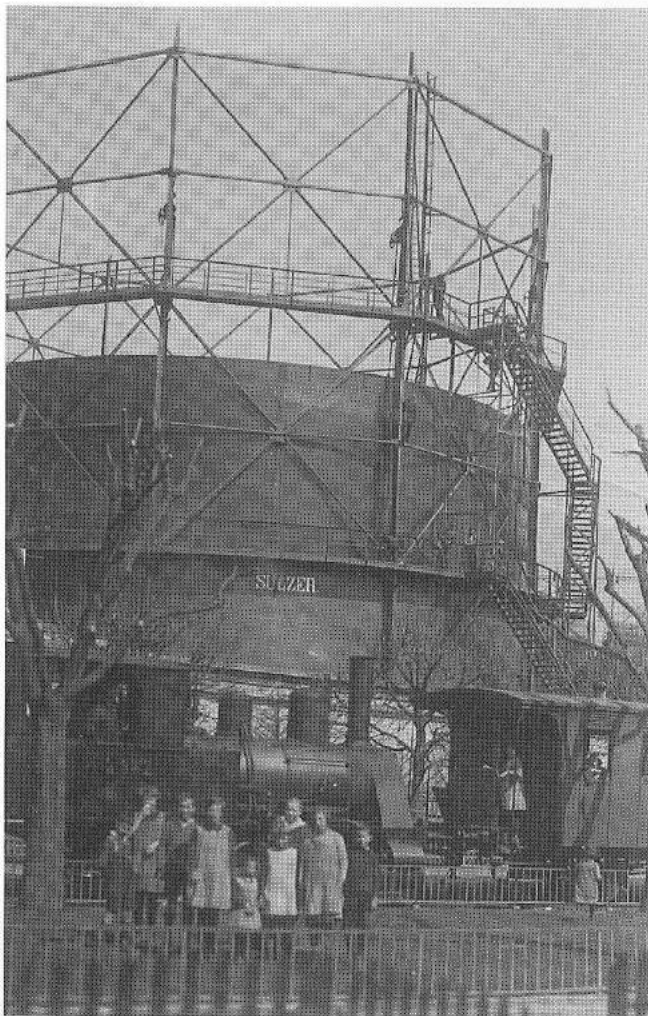


Arbeiterlokal Restaurant Gaswerk



Herrenstübli Restaurant Gaswerk

Augenhöhe des Herrn Moser, ein Fensterchen angebracht, in dem eine Petrollampe steckte, neben der vorbei Herr Moser in den Wagen blicken konnte. Ich erinnere mich noch gut an den Schauder, der uns jeweils durchfuhr, wenn im Fenster der grosse Schnauz und die stechenden Augen Herrn Mosers auftauchten. Wehe, wenn einer nicht ruhig auf seinem Platz sass oder sich gar in eine Rauferei mit dem Banknachbar eingelassen hatte. Das hatte unweigerlich zur Folge, dass Herr Moser mit der Pfeife das Signal gab und das Bähnli auf halber Strecke, bei Scherers Bahnwärterhäuschen an der Allmendstrasse, anhalten liess, den Übeltäter zum Verlassen des Wagens aufforderte und ihm ein Mitfahrverbot von zwei bis drei Wochen aufbrumnte. Und Herr Moser hatte ein untrügliches Gedächtnis. Kam einer einmal auf die Idee, die Sperrfrist abzukürzen, und sei es auch nur um einen Tag, so wusste Herr Moser dies, ohne dass er in ein Notizbuch zu blicken brauchte, und er verlängerte die Sperrfrist auf das Doppelte. Schlimm war das Ausgebootetwerden schon deswegen, weil der «Aussteiger» von den hämischen Blicken der andern verfolgt wurde. Dass dazu auch noch die beiden Männer auf der Lokomotive, der Heizer Pfister und der Lokomotivführer Zollinger («Bähnli-Zollinger» wurde er zur Unterscheidung von den andern Zollingers in der Gasi genannt) nicht das geringste Erbarmen zeigten, machte die Sache noch schwerer.



Gasibähnli – Schülertransport

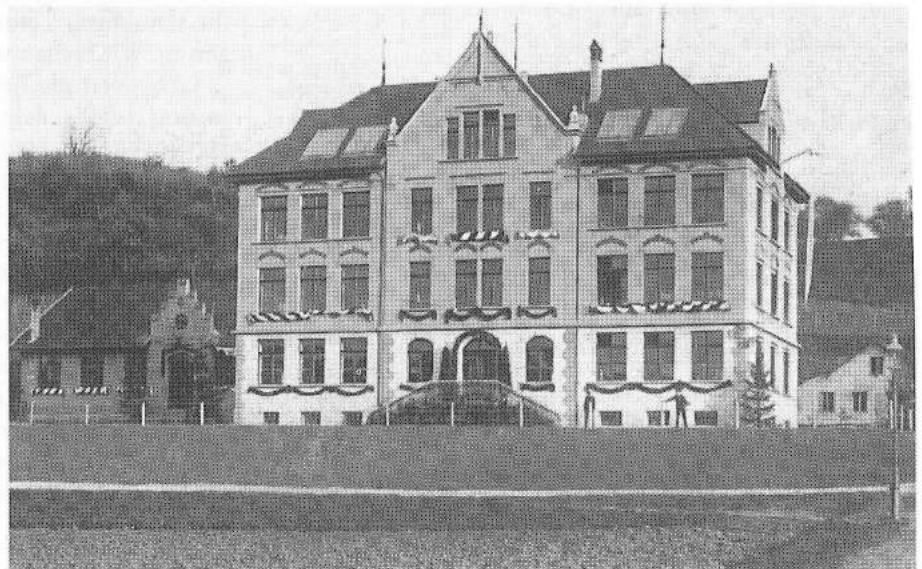
Eigentlich hätte ich zum Gasibähnli eine ganz besonders persönliche Beziehung spüren müssen, hatte ich ihm doch – freilich nicht auf direktem Weg – letztlich meine Existenz zu verdanken. Aber dies erfuhr ich natürlich erst viel später. Der Anfang ging in die ersten Jahre des Gaswerks zurück. Mein Vater hatte in einer bekannten St. Galler Elektrofirma eine Lehre als Elektriker und anschliessend eine längere Weiterbildungszeit im Welschland absolviert und nun in Schlieren eine Anstellung gefunden, die ihm zusagte. In der «Krone» beim Bahnhof Schlieren war er für Kost und Logis eingemietet und fuhr deshalb mit dem Bähnli regelmässig zu und von der Arbeit. Eines Tages sass nach dem Mittagessen unter den Passagieren eine junge Dame, so um die zwanzig Jahre herum, hübsch, aber jetzt gerade offensichtlich mit einem schmerzverzerrten Gesicht, die linke Hand mit einem Tuch umwickelt, durch welches Blut sickerte. Der junge Elektriker – er hatte eben eine Samariter-Ausbildung abgeschlossen – bot ihr spontan seine Hilfe an. Er erfuhr, dass sie auf dem Weg zu ihrer Tante im Gaswerk war, um dort ein paar Ferientage zu verbringen. Diese habe ihr empfohlen, für die Fahrt vom Bahnhof in die Kolonie das Bähnli zu benützen, was sie auch getan habe. Beim Einsteigen sei ihr aber das Missgeschick widerfahren, dass ihr ein Mitreisender in der Türe die linke Hand eingeklemmt habe, was ihr ausser einer blutenden Wunde auch arge Schmerzen eingebracht habe. Wie sein Vorbild im biblischen Gleichnis begnügte sich der Samariter nicht nur mit der Behandlung der Wunde, sondern er kümmerte sich auch weiter um sie, indem er die Verletzte zu ihrer Tante begleitete und versprach, sich auch weiterhin um ihr Wohlergehen zu kümmern. Wie manches Mal er in der Folge den Verband erneuerte, entzieht sich meiner Kenntnis. Festgehalten wurde in der Überlieferung die Ankündigung des «letzten, endgültigen Verbandes», den er «am nächsten Sonntag» anbringen werde: Er bestand aus einem goldenen Fingerring, der zum Symbol einer dauerhaften Verbindung wurde. Damit muss ich natürlich zugeben, dass ich selbst gewissermassen eine «Spätfolge» dieses Unfalls geworden bin.

Interessant ist, dass die Gasikinder auch nach dem Bezug des roten Schulhauses an der Schulstrasse immer noch das Bähnli benützten, obwohl der Weg vom Gaswerk nicht wesentlich weiter war als der vom Bahnhof zum Schulhaus. Das hatte zwei Gründe. Der eine lag wahrscheinlich im Gemeinschaftserlebnis, zu dem die gemeinsame Fahrt verhalf. Ebenso triftig war aber der andere: auf dem Weg vom Bahnhof zur Schule kam man an Herrn und Frau Realinis Kiosk vorbei. Frau Realini verkaufte die beste Vanille-Glace weit und breit. Für zehn Rappen gab es eine kleine Biskuit-Tüte mit einer Kugel, für zwanzig Rappen eine grössere mit zwei Kugeln. Schon während der Fahrt wurde bekannt, wer diesmal einen Zehner oder gar einen Zwanziger zum Verputzen bekommen hatte. Dass dieses Sackgeld in Glace umgesetzt würde, war vorauszu-sehen. Bedrängt von allen, die sich auf ihre innige Freundschaft beriefen, musste der künftige Käufer mitteilen, wer alles dann wenigstens einmal an seiner Glace schlecken dürfe. Ausweichen konnte er nicht; die ganze Schar begleitete ihn zu seinem Kauf. Das führte oft dazu, dass

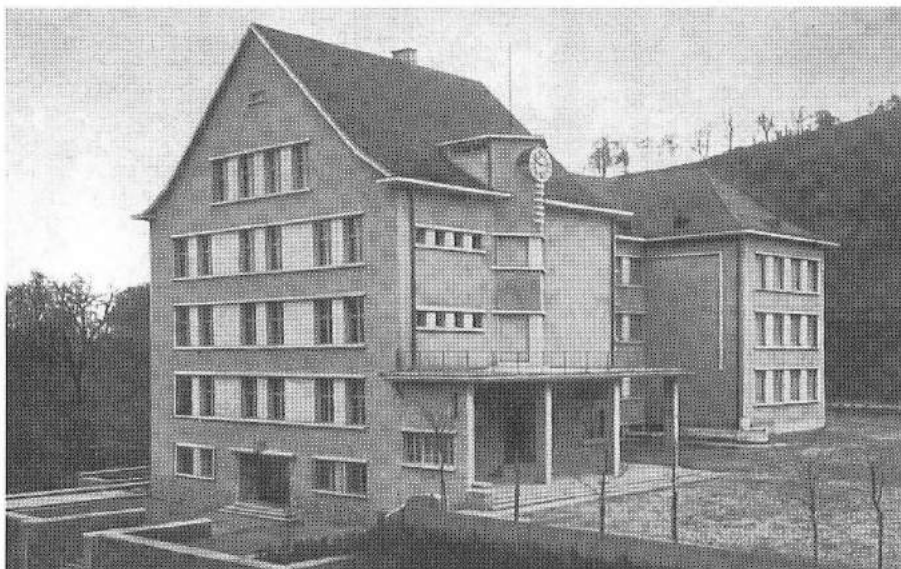


Schulhäuser

Schulhaus an der Badenerstrasse, erbaut 1843/45, abgebrochen 1970



Schulhaus Grabenstrasse, erbaut 1900/01



Schulhaus Schulstrasse, erbaut 1928/29

der eigentliche Eigentümer sich mit einem bescheidenen Rest begnügen musste; dafür waren einige Freundschaften neu besiegelt worden.

Noch zwei andere Geschäfte an der Bahnhofstrasse konnten von diesem Schulweg profitieren. Da war einmal die Bäckerei Socher, in welcher man am Mittag einen Apfel abgeben und am Abend einen fertigen Apfelweggen abholen konnte, wenn man es nicht vorzog, sein Vermögen in «Schifflizeltli» umzusetzen. Ein paar Schritte weiter kam man zur Drogerie und Papeterie Brender, die vor allem von den Mädchen aufgesucht wurde, weil dort die schönen farbigen Album-Bildchen zu kaufen waren, welche die Mädchen sich gegenseitig, von einem sinnreichen Spruch begleitet, ins «Poesie-Album» klebten. Es gehörte zum Stolz und zur Ehre, dass man diese Beiträge sorgfältig machte. Im «Poesie-Album» meiner Gattin, die auch zu den Gasikindern gehörte, steht vorne drin der Wunsch:

*«Liebe Kinder, gross und klein,
baltet mir das Album rein,
denn es ist mir nicht gelegen,
wenn ich muss das Album fegen.»*

Sie hat dafür den klugen Rat einer Kameradin entgegennehmen dürfen:

*«Was soll ich Dir ins Album schreiben?
Du sollst immer artig bleiben
und kein geziertes Dämchen werden,
wie es häufig gibt auf Erden.»*

Illustriert war dieser Wunsch mit einem prachtvollen grossen Segelschiff voller leuchtender Rosen.

Als Horde zogen wir weiter durch die Badenerstrasse zur Grabenstrasse und kamen unterwegs am Mehrfamilienhaus beim Central vorbei, wo uns die vielen Glockenknöpfe an der Haustüre immer wieder zum «Glögglispiel» verlockten. Man drückte schnell der Reihe nach alle Knöpfe

und verschwand dann möglichst rasch um die Hausecke. Mit der Zeit reagierten die Hausbewohner allerdings nicht mehr; sie wussten, dass es natürlich wieder die «Gäsler» waren, die um diese Zeit vorbeikamen. Wenn man die Schule um elf Uhr oder um vier Uhr aus hatte, wartete man nicht auf das Bähnli, sondern ging zu Fuss nach Hause. Dieser Heimweg war es wohl, der wesentlich zum schlechten Ruf der Gäsler beitrug. Wenn man den obern Weg, dem Gugel entlang, benützte, kam man an einem schönen, einsamen Nussbaum vorbei, den man, wenn er Früchte trug, plündern konnte. Wenn dann am Nachmittag der Besitzer des Baumes in die Schule kam, wurden die Gäsler vor die Türe gerufen, wo sie die Hände zeigen mussten. Wenn es der Lehrer Gretler war, der die verräterische Färbung feststellte, hatte man alle Ursache, diesen «Mundraub» zu bedauern. Da gab's als Nachspeise zu den vertilgten Nüssen noch einige harte Kopfnüsse.

Ohne Fehl schloss man auch auf die Gäsler als Täter, wenn auf der Gasometerbrücke an den Telephon-Stangen die Porzellan-Isolatoren abgeschlagen oder in der Fassfabrik die Fensterscheiben zerbrochen waren. Die Chance, die schuldigen Täter eruieren zu können, war allerdings gering. Wir hielten wie Pech und Schwefel zusammen.

Gross war die Aufregung, als von der SBB die Reklamation einging, dass Jugendliche versucht hätten, von der Gasibücke aus Steine in den Kamin der unten durchfahrenden Dampflokomotiven zu werfen. Da wurde sogar die Polizei eingeschaltet, der es sofort klar war, dass die ruchlosen Täter im Negerdorf gesucht werden mussten. Ob sie gefunden wurden, weiss ich nicht. Ich war diesmal nicht dabei gewesen. Die Verwarnung ging aber an alle, und vorsorglich mussten auch alle ein väterliches Donnerwetter über sich ergehen lassen.

Diese und ähnliche Vorkommnisse waren schuld daran, dass die Lehrer die Gäsler, die ihrer Klasse zugeteilt wurden, zunächst einmal recht skeptisch aufnahmen. Da musste jeder einzelne zuerst beweisen, dass er besser war als sein Ruf.

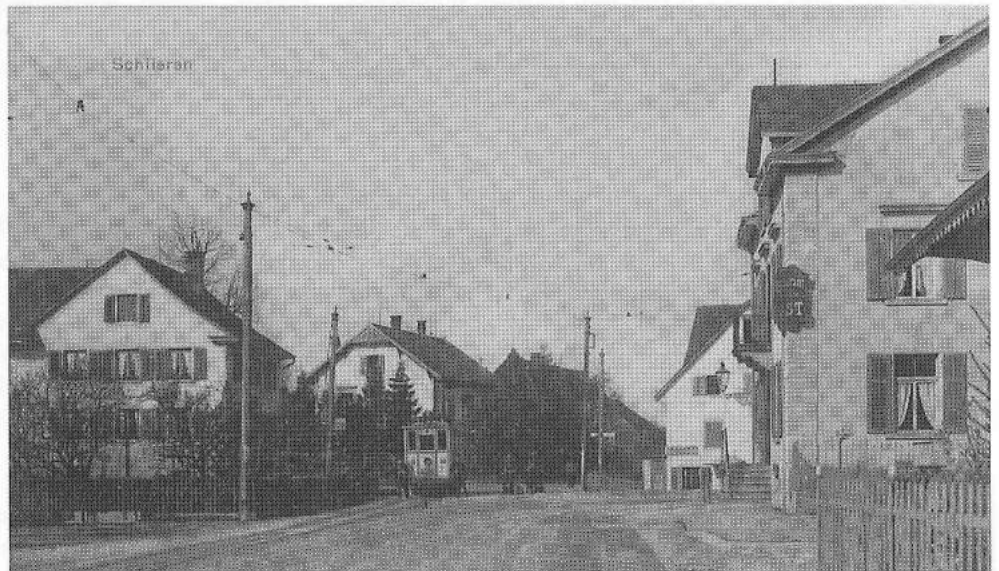
Unser Schulweg



Schlieren Bahnhofstrasse
Untere Bahnhofstrasse



Obere Bahnhofstrasse



Zürcherstrasse Richtung Baden



Zürcherstrasse Richtung Zürich

DER ROSTOCK-VEREIN

Jeder rechte Schweizer ist Mitglied mindestens eines Vereins. Darum mussten auch wir Gasibuben – Mädchen waren noch nicht gleichberechtigt! – einen Verein gründen. Natürlich muss jeder Verein einen Namen haben. Der unsrige wurde «Rostock-Verein» genannt. Warum wir auf diesen Namen einer mecklenburgischen Stadt verfielen, die mit Sicherheit niemand kannte, hatte den Grund im Gründungslokal. Die Gründung fand nämlich bei mir zu Hause statt, im «Studierzimmer», das mein Bruder und ich uns teilen mussten. Mein Bruder war fünfzehn Jahre älter als ich und gehörte als Chemiestudent an der Universität Zürich einer Studentenverbindung an, der «Limania Turicensis». Unter den Verbindungsstudenten war es üblich, dass jeder einen studentischen Namen, den sogenannten «Zerevis-Namen», hatte. Jedes Mitglied der Verbindung liess seinen Namen auf ein wappenförmiges Kartonschildchen drucken und gab diese Art Visitenkarte im Austausch allen andern Mitgliedern weiter. In unserem Zimmer war eine ganze Wand mit solchen Schildchen tapeziert. Es dünkte uns richtig, dass auch in unserem Verein, wie bei den Pfadfindern, jeder seinen Vereinsnamen bekam. Damit wir unsere Phantasie nicht zu sehr strapazieren mussten, und vielleicht auch, weil uns das Studentische imponierte, übernahmen wir eine Anzahl dieser Namen aus der Sammlung, auch wenn wir von deren Bedeutung keine Ahnung hatten. So wurden denn die Namen Romeo, Omega, Sulla, Tarzan, Ovid, Caesar, Kobold unter die Gründungsmitglieder verteilt. Und aus den Anfangsbuchstaben dieser Namen ergab sich der Vereinsname «Rostock», den wir dann auch auf die von meiner Mutter genähte Fahne schrieben. Ich kann mich zwar nicht erinnern, dass wir diese Zerevis-Namen in unserem Vereinsleben jemals anwendeten; sie dienten, so glaube ich, nur gerade zur Kreation unseres Vereinsnamens. Ich habe keine Ahnung mehr, wer wie hiess. Ich persönlich war jedenfalls, wenn man mich nicht mit meinem Namen «Kurt» anredete, in Verballhornung meines Geschlechtsnamens der «Schäde».

Jeder Verein braucht eine Struktur, einen Präsidenten, einen Vizepräsidenten, einen Aktuar u. s. w. Aber da wurde es deutlich, dass wir Arbeiterkinder waren und unsere Väter alle im gleichen Betrieb beschäftigt waren. Unser Vorbild war die Hierarchie der Fabrik. Darum stand an der Spitze des Vereins nicht der Präsident, sondern der «Meister», und unter ihm waren die «Vorarbeiter», und die gewöhnlichen Mitglieder waren die «Arbeiter». Nur eine Ausnahme machten wir: Für unsere Vereinsfahne brauchten wir einen Fähnrich, der die Fahne an unsern Veranstaltungen trug und sie sonst bei sich zu Hause aufbewahrte. Nicht ohne Hintergedanken – der geneigte Leser wird bald dahinter kommen – wählten wir für dieses Amt den Ernstli Lüthi, den Sohn des Wirtehepaares.

Wir kamen jeden Samstag zu unserer «Übung» zusammen; wir waren so eine Art Gegenpfadi, denn in der Meinung der Gasi-Eltern waren die richtigen Pfadfinder eine bürgerliche Angelegenheit, an der man sich als Arbeiter nicht beteiligen wollte. Zu Beginn der Übung stellten wir uns beim Restaurant Gaswerk auf, wo ja die

Fahne deponiert war. Den äusseren Ablauf hatten wir uns bei der Betriebsfeuerwehr des Gaswerks abgesehen, deren Übungen wir jeweils mit grossem Interesse verfolgten. Wenn eine Feuerwehrübung am Samstagnachmittag stattfand, bestand unsere Übung im Mitverfolgen dessen, was unsere Väter taten. In der Regel gehörte dazu, dass sie einen eigens für diesen Anlass konstruierten hölzernen Turm, der auf der westlich des Gaswerks gelegenen Karbiddeponie aufgestellt und in Brand gesteckt worden war, mit Schaumlöschgeräten retten mussten. Ich höre die Kommandorufe der Feuerwehrleute «Gaswerk Numero eins, Wasser!» noch heute. Kommandi, die wir getreulich übernahmen und weiterriefen. Wir empfanden dann den Sieg mit, wenn es der Feuerwehr gelang, der Feuersbrunst Herr zu werden. Gelegentlich wurden wir dazu auserlesen, für die gleichzeitig übende Betriebssanität die «Simulanten» – heute «Figuranten» genannt – zu spielen. Wir liessen uns Verbände anlegen und auf der Bahre wegtragen, liessen Wiederbelebungsversuche – künstliche Beatmung – über uns ergehen. Ein besonderes Erlebnis war es, wenn dies mittels des «Pulmotors», einer elektrisch betriebenen Apparatur, geschah. Auf jeden Fall waren wir stolz darauf, unsern Beitrag zur Ertüchtigung unserer Betriebsfeuerwehr geleistet zu haben.

An den andern Samstagen begann es bei uns gleich wie bei der Feuerwehr. Wir stellten uns auf ein Glied auf, und der Meister befahl «Achtung – steht! Ruh!» Und dann zogen wir los. Oftmals ging es darum, im kleinen Wäldchen, das östlich des Werkes an der Limmat lag, die «Halunken» aufzuspüren, die sich dem Vernehmen nach dort aufhielten und über die die wildesten Geschichten erzählt wurden. Mit allerlei Bengeln, Stecken und Messern bewaffnet, rückten wir vor, sprachen uns gegenseitig Mut zu und waren «gottgefroh», dass wir diesen Halunken niemals begegneten, sondern nur ihre «Nester» fanden (die aber wahrscheinlich von Liebespaaren herrührten).



Restaurant Gaswerk

Nach der Übung kehrten wir zur Gasiwirtschaft zurück, wo wir vor dem Abtreten so lange lauthals Lieder sangen, bis Frau Lüthi, unseres Fähnrichs Mutter, das Fenster öffnete und in ihrem Baseldeutsch fragte: «Wänn er e Siiripli?» Diese Einladung zum abschliessenden Himbeer-Sirup, der bekanntlich im Restaurant viel besser schmeckt als der von der Mutter zu Hause zubereitete, wurde nie ausgeschlagen.

An einen Samstag erinnere ich mich, an dem wir mit unserem Rostock-Verein eine grosse Tagestour unternahmen. Weil Lehrerkapitel war, hatten wir schon am Morgen schulfrei. Frühzeitig machten wir uns auf den Weg, über den Limmatsteg beim Gaswerk – Oberengstringen – Rütihof – Grünwald – Regensdorf – Dällikon – Buchs, wo wir uns zur Besichtigung des stillgelegten Sandsteinbergwerkes angemeldet hatten. Mit grossem Interesse verfolgten wir die Ausführungen des Führers und verköstigten uns nachher im Restaurant «Bergwerk» mit Suppe und Brot, das uns die Wirtin aus Sympathie zu so tüchtigen Knaben sehr preisgünstig angeboten hatte. Zudem hatte sie uns noch die Erlaubnis erteilt, uns anschliessend in ihrem Lokal aus dem Rucksack zu verproviantieren. Neu gestärkt entschlossen wir uns zum Aufbruch. Eigentlich war vorgesehen, von hier aus den Rückweg anzutreten und unterwegs noch der Ruine Alt-Regensberg bei Regensdorf einen kurzen Besuch abzustatten. Aber einer von uns kam auf die Idee, wir könnten noch unsern ehemaligen Schul-

kameraden, den Bädi Bräm, besuchen, der im Heim im Städtchen Regensberg lebte; das sei nur ein kleiner Umweg. Gesagt, getan. Regensberg erreichten wir im Laufe des Nachmittags, fanden auch den Bädi und bestiegen den Turm, der uns eine herrliche Aussicht bot. Als wir uns dann aber endlich auf den Heimweg machten, hinunter nach Dielsdorf, über den Schwenkelberg nach Regensdorf, merkten wir, dass der kleine Umweg doch recht gross geworden war. So war es schon recht dunkel, als wir durch den Grünwald wanderten. Obwohl wir sehr müde waren und uns die Lust zu Marschliedern vergangen war, sangen wir im Wald laut, um unsere Angst zu übertönen. Abends um fünf hatten uns unsere Eltern zurück erwartet. Mit zweieinhalb Stunden Verspätung kamen wir dann endlich, mit schmerzenden Füssen und völlig «auf den Felgen» zu Hause an. Die Verspätung war glücklicherweise so gross, dass der anfängliche Zorn der Mütter und Väter in Angst umgeschlagen hatte. Als wir endlich eintrafen, vergassen sie das Schimpfen in der Freude, uns lebend zu sehen. Auf das «Siiripli» mussten wir diesmal aber verzichten. Hinterher waren wir aber doch stolz auf die vollbrachte Leistung.

Im «Rostock-Verein» war kein Platz für Mädchen. Dafür entfalteten diese ihre eigenen Aktivitäten. Meine Frau, die als Heidi Lanz ihre ersten fünfzehn Jahre von 1921 bis 1936 im Gaswerk verbrachte, hat an diese Zeit ihre eigenen Erinnerungen. Sie schreibt dazu:



Bergwerk Buchs

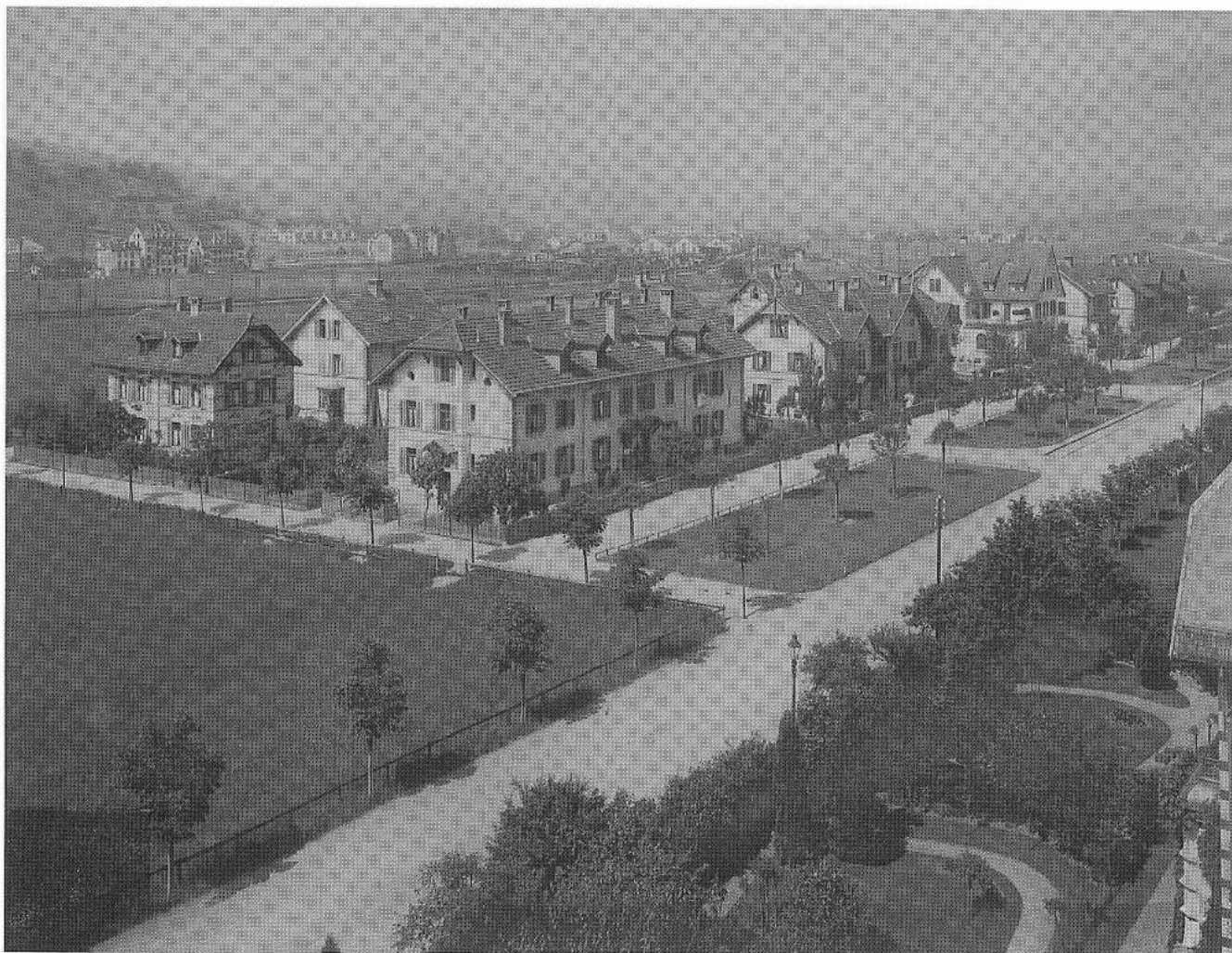
MÄDCHEN-SPIELE

Ja, wir Maitli aus der Gasi, wir hatten vielleicht einen etwas besseren Ruf in der näheren Umgebung als die Buben, aber wegen der goldenen Freiheit, die auch wir genossen, waren wir doch auch eine Bande für sich. Auf dem langen Schulweg am Morgen und am Abend entstanden natürlich gegenseitige Sympathien und Antipathien. Sollten uns aber auf eben diesem Schulweg die Buben aus dem Dorf in irgend einer Form zu nahe treten, wehrten wir uns mit vereinten Kräften. Von Kurt ist bereits beschrieben worden, dass wir auf dem Weg verschiedene Varianten hatten, eben z.B. an den Nussbäumen vorbei. In der gleichen Gegend war aber noch eine verlassene und überwachsene Kiesgrube (heute ist dort das «Möösli-Bad»). Das war für mich ein riesiger Anziehungspunkt. Es gab da Tümpel mit den von mir heissgeliebten Fröschen und Kröten. Ich konnte es nicht lassen, dort nach der Schule noch schnell einen Frosch zu fangen, ihn daheim heimlich in ein Vorratsglas zu stecken (er konnte sich von gefangenen Fliegen ernähren), bis ihn meine Mutter nach kurzer Zeit entdeckte und ich ihn gleichentags wieder an seinen Wohnort zurückbringen musste. Wie oft habe ich doch «Schimpfis» erhalten wegen meiner Liebe zu den Fröschen! Ich vergass jedesmal Zeit und Weg und war dann natürlich nicht zu

Hause, wenn dort das Essen aufgetragen wurde. Bis dann etwas passierte! Weder die Schelte meiner Eltern noch deren gütiges Zureden konnten mich von diesen Ausflügen abhalten. Dazu brauchte es etwas anderes. An einem heissen Sommertag versuchte ich in der Kiesgrube mit den Füßen – ich war barfuss – einen blechernen Deckel aufzuheben, da ich darunter eine Erdkröte vermutete. Aber oho!!!, ein ganzes Nest voll Blindschleichen schoss auf und flüchtete in alle Richtungen.

Mit Geschrei und hochgezogenen Beinen machte ich mich davon, und ich suchte in der Folge den Ort solcher Schrecknisse nicht mehr auf. Für mich waren diese harmlosen Blindschleichen gefährliche Schlangen! Welch ein Horror!

Sie haben bereits erfahren, wie die Gasibuben ihre Ferien und ihre Freizeit zu verbringen wussten. Nun, auch wir Mädchen kannten keine Langeweile, und unsere Phantasie hatte keine Grenzen. Natürlich waren etliche der erwähnten Aktivitäten der Buben auch uns zugänglich. Ich denke da beispielsweise ans Laubhüttenbauen im Herbst. Das Wohnquartier der Gasi war ja auf drei Seiten von prächtigen Kastanienbäumen umgeben, mit deren Früchten wir tagelang allerlei Figuren, Sonnen, Tiere und Männ-



Arbeiter-Wohnkolonie um 1909

chen bastelten. Zudem waren es grossartige Kletterbäume, ein heisser Tip für das Versteckspiel. Vor Wintereinbruch aber lieferten diese Bäume das Material für unsere Laubhütten. Wer sich gut mochte, tat sich zusammen zum Hüttenbau. Während die Buben für irgendwelche Hocker und ein Tischchen sorgten, holten die Mädchen ihr Puppengeschirr, eine Kanne Tee und Biscuits aus Mutters Küche, und dann wurde gefestigt. Ich erinnere mich, dass eine solche Party bis zum Abend dauerte, wobei ein Knabe auf die Idee kam, einen Papier-Lampion aufzuhängen. Das hätte er nicht tun sollen. Der Lampion fing Feuer, die Hütte auch, und wir konnten uns mit knapper Not ins Freie retten. Wir schrien, und auf unser Geschrei kamen die erschreckten Mütter mit Wasserkübeln aus den Häusern und spielten Feuerwehr. Aus war der Traum vom Laubhüttenfest bis zum nächsten Jahr!

Unsere Beschäftigungen und Spiele richteten sich eigentlich immer nach der Jahreszeit. Der Winter wurde bereits geschildert. So will ich denn berichten, was wir Mädchen im Frühling für Liebhabereien hatten. Auf Ostern erhielten wir jeweils einen neuen farbigen Ball, und damit begann an den Aussenwänden der grossen Waschküchenhäuser ein Ball-Wettspiel, das sich über Wochen hinzog. Leider ist dieses Ballspiel verschwunden! Wer darf denn heute schon Bälle an Hausmauern werfen? Wir durften! Es waren eigentlich zehn Turnübungen mit dem Ball. Wir nannten das Spiel die «Ball-Schule». Man stellte sich in einem Abstand von zirka einem Meter zur Wand auf und absolvierte folgende zehn Übungen:

1. Ball an die Wand werfen und wieder auffangen.
2. Ball an die Wand werfen, mit der rechten Faust wieder zurückschlagen und dann auffangen.
3. Wie Übung 2, aber mit der linken Faust zurückschlagen.
4. Ball an die Wand, mit der rechten flachen Hand zurückschlagen und dann auffangen.
5. Wie Übung 4, aber die linke Hand brauchen.
6. Ball an die Wand, schnell in die Hände klatschen, Ball auffangen.
7. Ball unter dem erhobenen rechten Knie hindurch von aussen nach innen an die Wand werfen und auffangen.
8. Dasselbe mit dem linken Knie.
9. Ball mit der rechten Hand ans Kreuz führen und von dort über Rücken und Kopf an die Wand werfen und auffangen.
10. Wie 9, aber linke Hand benutzen.

Mit der Zeit erfanden wir immer weitere und schwierigere Übungen. Es wurde ein echtes Geschicklichkeitsspiel daraus. Wer bei einer dieser Übungen den Ball fallen liess, musste wieder von vorn, bei Nr. 1, beginnen. Siegerin war diejenige, die zuerst alle zehn Übungen nacheinander fehlerfrei ausführen konnte. Natürlich stellten wir uns immer gleichzeitig zu dreien oder vierten an die Wand; Platz war genügend vorhanden.

Auf dem grossen Waschhausplatz machten wir Mädchen unsere Singspiele (sie sind leider heute ebenfalls verschwunden). Sie lauteten etwa: «Es wohnt ein Pfalzgraf wohl an dem Rhein ...», «Maria sass auf einem Stein ...»,

«Is Muetters Stübeli, da gaat der hm, hm, hm...» oder «Die Tore auf, die Tore auf, es kommt ein langer Wagen...»

Kam dann die warme Jahreszeit, konnten wir uns immer in den vielen Gärten und Vorgärten zum Puppenspielen treffen. Jede Familie hatte doch ihre Feierabendbank oder gar eine Gartenlaube. Aber da gab es noch etwas Besonderes. Seit Beginn der Frühlings-Schulferien begab ich mich mit meiner Freundin von der Nachbarswohnung mit dem Puppenwagen auf Reisen. Wir nahmen den weiten Weg in die westliche Dorfhälfte unter die Füsse, zu Herrn «Lumpenfurrer». Unsere Mütter schenkten uns je ein Fünzfingerring-Stück. Für diesen Betrag durften wir bei Herrn Furrer in einer grossen Kiste wühlen und die schönsten Stoffblätze (Lappen) aussuchen für Puppenkleider. So etwas konnte man damals noch nicht fertig kaufen. Natürlich bekamen wir jedesmal Streit, weil jede den gleichen Blätz am schönsten fand. Nachdem wir die Schätze in unseren Puppenwagen verstaut hatten, traten wir den Heimweg an. Da jede über die andere wütend war, zuerst in einem angemessenen Abstand voneinander, aber auf dem langen Rückweg versöhnten wir uns wieder. Zu Hause, in der Gartenlaube, begann dann ein mühsames, tagelanges Zuschneiden und Nähen (oder mehr «Schnurpfen»), bis die Sommergarderobe für unsere Puppen beisammen war. Wir begannen auch bald, unsere in der Nähsschule erworbenen Kenntnisse im Stricken und Häkeln für unsere Puppen und Teddybären anzuwenden. Unsere Mütter verstanden es, uns dafür zu motivieren. Auf Weihnachten oder auf den Geburtstag erhielten wir etwa einen riesigen Wollknäuel mit darin versteckten kleinen Geschenken. Wir nannten ihn «Wunderknäuel». Die Mutter hatte ihn gewunden, und wenn wir ihn mit Fleiss abstrickten oder abhäkelten, kamen die darin versteckten Kostbarkeiten, Bonbons, Schokolädli, Glasmarmeln oder – im Zentrum – gar ein kleines Püppchen für die Puppenstube zum Vorschein. Ich erinnere mich, dass ich als Viertklässlerin mit zwei gleichaltrigen Nachbarmädchen unter der Anleitung durch meine Mutter eine schöne Sonntagsjacke häkelte. Wie waren wir stolz, als wir die neuen Jacken mit den Goldknöpfen unseren Kameradinnen in der Sonntagschule vorzeigen konnten! Handarbeit wurde damals noch gross geschrieben. Viele Gasimütter waren tüchtige Frauen, die es verstanden, mit Kleidernähen, Stricken oder sogar Putzen der Büroräume im Gaswerk den eher kärglichen Arbeiterlohn des Mannes etwas aufzubessern. Meine Mutter lehrte jeweils eine Nachbarin, wie sie mit Hilfe von Schnittmustern für sich und ihre drei Kinder Kleider nähen konnte.

In den Gartenlauben spielten wir auch «Mütterlis». Wir Mädchen waren dann echte Mütter, die Puppen unsere Kinder. Ich hatte für meine Familie manchmal auch einen Vater. Das war der Nachbarsbub Ernst. Für diese Rolle brachte er immer einen alten VPOD-Kalender seines Vaters mit. Wenn ihm dann mit der Zeit die Vaterrolle zu blöd wurde, setzte er sich ab, indem er den VPOD-Kalender zog und erklärte, er müsse nun in die «Versammlung». Von dieser Versammlung kehrte er dann nicht mehr zurück.

Dieser Nachbarsbub Ernst war übrigens mein engster Freund und Spielkamerad. Wir hatten nur ein einziges Mal eine harte Auseinandersetzung. Ich hatte auf Weihnachten

von einem Bekannten unserer Familie eine zirka 15 cm grosse Schokolade-Puppe bekommen. Ich dachte nicht daran, sie aufzuessen; eine Puppe isst man doch nicht auf! So stand sie an Ostern noch auf Mutters Nähmaschine, bis Freund Ernst sie entdeckte, sich auf sie stürzte und ihr brutal den Kopf abbiss. Noch brutaler stürzte ich mich auf ihn, um diesen Kannibalismus zu rächen. Das kostete Ernst zwar nicht den Kopf, aber doch eine rechte Anzahl Haare.

Ernst hatte einen jüngeren Bruder; das war der kleine Walterli. Er trug diesen Namen zu Recht, weil er in seiner frühen Kindheit so lange Zeit klein blieb, dass ich ihn ohne Mühe in mein Puppenbettchen stecken konnte beim «Mütterlis»-Spielen. Wer hätte gedacht, dass aus dem kleinen Walterli einmal ein baumlanger Mann würde, der in Schlieren viele Jahre bis zu seiner Pensionierung den grossen Kehrriktabfuhrwagen der Gemeinde chauffierte!

Wir hatten auch Tiere als Spielgefährten. Haustierte waren im Gaswerk ausdrücklich erlaubt. So wuchs ich mit Hunden und Katzen auf und erlebte oft, wie sie Nachwuchs bekamen. Mein Vater war in der Freizeit auf der Jagd. Er war Wildhüter in Baumeister Jakob Lemp's Jagdrevier. Darum hatten wir immer Jagdhunde. Dazumal liefen alle Hunde noch frei im Quartier umher, nicht eben förderlich für die Hygiene, aber zur Freude von uns Kindern und sicher auch von einigen Erwachsenen. Irgend jemand brachte unserem Dackel «Zangger» das «Männchenmachen» bei, was dieser schlaue Kerl bald geschäftsmässig betrieb. Er ging auf seinen täglichen Spaziergängen zu jenen Wohnungen, wo er geliebt wurde, und bellte vor den Fenstern. Wenn geöffnet wurde, machte er das «Männchen», worauf er prompt seinen Zucker bekam, nicht sehr zur Freude meines Vaters. Es gab aber Personen, die unser Zangger gar nicht liebte. Da war der Knabe Emil, der wegen seiner Schuhgrösse einen schlurfenden Gang hatte, was unserem Dackel offensichtlich auf die Nerven ging. Sobald er Emil hörte, schoss er auf ihn zu und verfolgte ihn mit seinem Gebell. Auch dem Briefträger ging es nicht besser, Zangger konnte seine Uniform nicht ausstehen.

Viele der Gasikinder hatten Kaninchen zuhause; Kaninchenställe standen in manchen Gärten und Vorgärten. Da gab es in der Zeit der Metzgete oftmals bittere Tränen, wenn der lange geliebte und gehegte Liebling auf einmal in der Pfanne landete.

In etlichen Häusern wurde auch musiziert. Ein paar Familien waren im Besitz einer der damals beliebten Akkord-Zithern. Da und dort stand ein Klavier in der Stube. Emil Berli, den man oft üben hörte, brachte es zur Meisterschaft auf der Trompete. Glücklicherweise, wer ein Instrument besass und darauf lernen durfte. Eine Musikschule gab es nicht, und Privatstunden konnte sich eine Arbeiterfamilie eher selten leisten.

Mein grösster Wunsch wäre gewesen, das Klavierspiel zu erlernen. Für unser Budget war dieses teure Instrument aber unerschwinglich. Als Ersatz bekam ich auf Weihnachten, als ich in der dritten Klasse war, eine Handorgel. Ich war damals das einzige Mädchen im Quartier, das eine Orgel besass. Mit diesem Instrument auf dem Rücken wanderte ich nun jede Woche am schulfreien Nachmittag dem Riedbach entlang nach Altstetten, wo mir Herr Max Wegmann, ein ausgezeichnete Musiklehrer, Stunden

erteilte. Schon als Viertklässlerin durfte ich dann in seinen Club in Altstetten eintreten, wo ich bis zum Abschluss der Sekundarschule blieb. Ich legte meinen ganzen Ehrgeiz, den ich nicht ins Klavierspielen einsetzen konnte, ins Handorgelspiel. Mein Vater verfolgte meine Fortschritte mit Wohlgefallen und Schmunzeln, sah er mich doch als gebürtiger Emmentaler vor seinem geistigen Auge bereits als eine Art Martheli Mumenthaler oder Vreneli Pfyl mit der Handorgel in der Berner Tracht als Jodlerin auftreten. Es kam aber nie so weit.

In meiner frühen Kindheit war ich total auf Spielkame-raden aus meinem Quartier angewiesen, war ich doch das einzige Kind meiner Eltern. Als ich in der 6. Klasse war, kam noch eine Cousine aus der kinderreichen Familie von Mutters Bruder zu uns. Sie kam aus einer relativ abgelegenen Gegend des Berner Oberlandes. Meine Eltern nahmen sie auf, damit sie in Schlieren den Rest ihrer Schulzeit absolvieren und anschliessend eine gute Berufsausbildung geniessen könne. Wir Kinder verstanden uns von Anfang an ausgezeichnet. Lene wurde mir eine liebe Ersatzschwester.

Das war also meine schöne Jugendzeit als Gasi-Maitli. Vielleicht tönen diese Erinnerungen für den Leser wie ein Bericht aus einer heilen Welt. Es gab aber für mich schon auch andere Erlebnisse. Durch das nahe Zusammenleben im Gasi-Quartier, wo jeder von jedem wusste, was er verdiente und was er sich leisten konnte, entstand auch viel Neid, der sich dann etwa in Verleumdungen und Zänke-reien niederschlug und uns Kindern wohl oder übel bisweilen in Gesprächen am Mittagstisch zu Ohren kam. Zum Glück nahmen wir dies nicht in der ganzen Tragweite zur Kenntnis, vergassen es sehr schnell und spielten mit den Kindern beliebter oder weniger beliebter Eltern fröhlich weiter. Das ist das Vorrecht der Jugend.

Was uns Kindern fast paradiesisch erschien, sah für unsere Eltern da und dort ganz anders aus. Meine Mutter, die im Berner Oberland aufgewachsen war, hatte mit dem Leben in dieser engen Umgebung eher Mühe, und sie fühlte sich nie ganz glücklich und zufrieden. Meine Eltern bemühten sich deshalb von Anfang an, jeden nicht notwendigen gebrauchten Rappen auf die Seite zu legen, und es gelang uns tatsächlich, als ich die zweite Sekundarklasse besuchte, an der Urdorferstrasse in Schlieren ein neu erbautes eigenes Einfamilienhäuschen zu beziehen. Lene und ich kamen uns wie im Hotel vor, hatte doch unser Mädchenzimmer – während wir im Gaswerk durch eine Dachluke nur ein kleines Stück Himmel sehen konnten – jetzt ein richtiges Fenster, ja sogar eine Türe, die auf einen Balkon führte, von dem aus man eine riesige Blumenwiese und Obstbäume und dahinter den Wald sah. Ich habe den Duft der Blumen und des Apfelblustes im Frühling oder den Heugeruch im Sommer noch in der Nase. Aber auch dies gibt es nicht mehr. Wiese und Bäume haben Neubauten und der Friedhoferweiterung weichen müssen.

Ein solches Aufwachsen der Kinder mit so vielen Gespielen und Erwachsenen, wie wir es im Gaswerk erleben durften, habe ich mir in ähnlicher Art auch für meine Kinder gewünscht. Ich habe etwas ähnliches nur einmal in meinem Leben wieder angetroffen: In Israel, bei den Kindern, die im Kibbuz aufwachsen. Sie erinnerten mich an die fröhlichen Tage der «Gasi-Jugend».



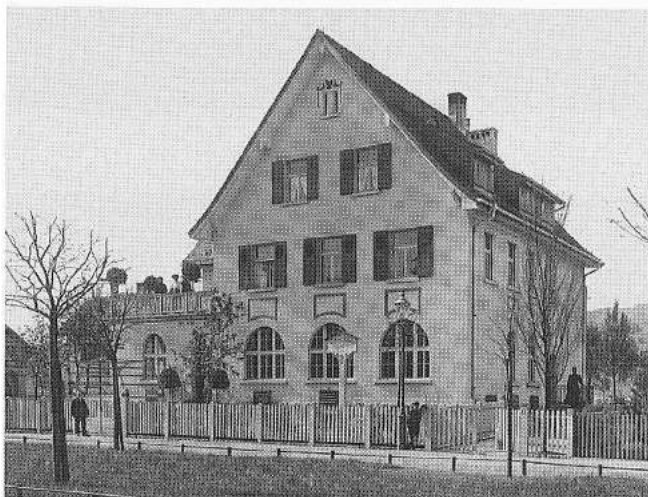
Mehrfamilienhaus



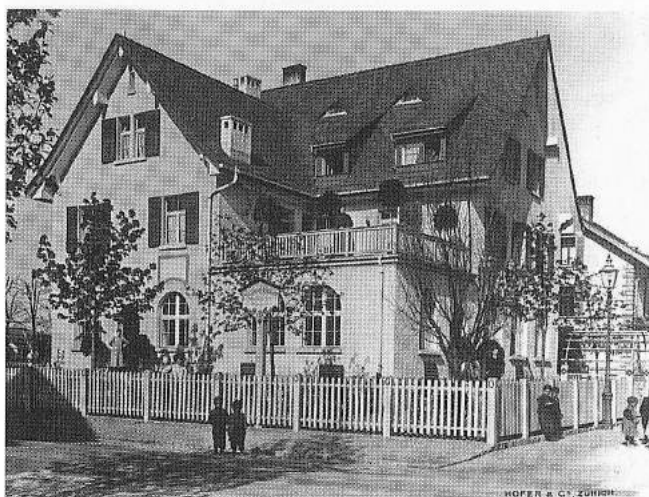
Doppeleinfamilienhaus

DIE GASI-WIRTSCHAFT

Das Restaurant Gaswerk spielte nicht nur beim An- und Abtreten unseres Knabenvereins eine Rolle. An der Grenze zwischen Unter- und Oberquartier gelegen, war es ein immer wieder aufgesuchter Treffpunkt der gesamten Gasi-Jugend. Ein Grossaufmarsch erfolgte, wenn der Musikverein Harmonie aus Schlieren in der Gartenwirtschaft ein Promenadenkonzert gab. Da hockten wir auf dem Zaun und auf den Bäumen – die Stühle der Gartenwirtschaft waren den Erwachsenen vorbehalten, die konsumierten – und begeisterten uns an den rassigen Märschen, die wir zu einem schönen Teil auswendig kannten, und wir schwärmten für den stattlichen Dirigenten, den Herrn Neukom, der offensichtlich auch uns Kinder gut mochte. Seine Freundlichkeit und das gute Spiel belohnten wir denn auch mit unserem frenetischen Applaus, und wir gehörten meistens zu den Anführern, wenn es galt, mit dem Beifall eine Zugabe herauszufordern. Wenn dann die Musik nach Beendigung des Konzertes mit klingendem Spiel wieder dem Dorf zu zog, marschierten wir noch ein rechtes Stück Weges im Takt hinterher.



Restaurant Gaswerk – Ansicht von Norden



Restaurant Gaswerk – Ansicht von Osten

Ab und zu wurden in der Gartenwirtschaft von irgendwelchen Vereinen, die mit solchen Veranstaltungen ihre Vereinskasse stärken wollten, Gartenfeste durchgeführt. Die Hauptattraktion war für uns – neben der Kapelle, die aufspielte – das Glücksrad, bei dem verlockende Preise in Aussicht standen. Am meisten stachen uns Kindern die in blaues Packpapier gewickelten Zuckerstöcke in die Augen. Die Gaben waren zu einem kleineren Teil gekauft, zu einem grösseren bei Firmen und Privaten zusammengebettelt worden. Backwaren, Teller, Gläser, Schüsseln, Bücher und Blumen warteten auf siegreiche Abnehmer. Wahrscheinlich wurden schon damals die ungeliebten Hochzeits- und Geburtstagsgeschenke der ungeliebten Tante Martha an solche Veranstaltungen weitergeschenkt. Nachdem eine Serie von Losen, 50 Rappen das Stück, ausverkauft war, wurde das Glücksrad gedreht und der glückliche Gewinner ermittelt. In der Regel waren es natürlich die Erwachsenen, welche die Lose kauften. Wir Kinder konnten uns gelegentlich im Rahmen unserer Taschengeld-Möglichkeiten, die bescheiden waren, am Glücksspiel beteiligen. Dann träumten wir vom Zuckerstock im blauen Packpapier. Wenn wir aber eine Gewinn-Nummer besaßen, waren wir auch mit einem andern Preis zufrieden. Ich empfinde noch heute das Glücksgefühl, das mich durchrieselte, als mir das Glücksrad seine Gunst zuwandte. Ich hatte mir von meinem Vater einen Fünzfinger erbettelt, mit dem ich das für mich einzig mögliche Los erwarb. «Pass auf, Buebli,» sagte mir der Mann an der Kasse, «wenn das Rad stillsteht und der Mann dort ausruft «Serie 37, Numero 37», dann hast du einen Preis zugut.» Als dann – o Wunder – dieser Ruf tatsächlich ertönte, überschlug sich meine Stimme vor Aufregung, als ich mich mit einem lauten «Hier!» meldete. Voller Stolz durfte ich einen Asparagus-Stock entgegennehmen, der nachher viele Jahre im Blumenstander unsere Stube zierte. Dass das Gewinnen an sich wichtiger war als der Gewinn, ist daraus zu ersehen, dass es meine Freude nicht im geringsten beeinträchtigte, als ich bei einem späteren Gartenfest zwei Zigarren gewann – wieder keinen Zuckerstock! – die mir aber darum viel bedeuteten, weil ich sie meinem Vater weiterschicken konnte.

In einem eigenen Gebäude südlich des Restaurants war eine Kegelbahn erbaut worden, die recht eifrig von Gäslern und von auswärtigen Gästen benützt wurde. Diese Kegelbahn war bei uns darum beliebt, weil bei den Kegelschüben immer «Kegelbuben» gebraucht wurden, welche die Kugel auf die zurückführende Rollbahn legen und die umgeworfenen Kegel wieder aufstellen mussten (man hatte damals noch keine automatischen Kegelbahnen). Damit liess sich an Samstagen und Sonntagen ein kleines Sackgeld verdienen. Zum vereinbarten bescheidenen Stundenlohn kamen Extra-Prämien, wenn ein «Babeli» geschossen wurde und man also alle neun Kegel wieder aufstellen musste. Wir waren deshalb an guten Keglern interessiert. Um diesen «Job» gab es immer ein Wettfeiern; gegenseitig wachte man darüber, dass da regelmässig abgewechselt und dieser Verdienst möglichst gleichmässig verteilt wurde, was nicht immer ohne heftige Diskussionen ablief. Es

dauerte ziemlich lange, bis ich in diesen Turnus eingegliedert wurde. Man fand es nicht recht, dass das «Herrenbüebli» den Arbeiterkindern das Einkommen schmälerte. Obwohl mein Taschengeld sicher nicht grösser war als das meiner Kameraden, musste ich auf die Gleichberechtigung warten. Dem Einsatz meiner Rostock-Kameraden hatte ich es zu verdanken, dass ich schliesslich auch berücksichtigt wurde.

Die Kegler wurden aus der Wirtschaft mit Speise und Trank versorgt. Wenn lange gekegelt wurde, konnte der Bierkonsum eine rechte Höhe erreichen, was sich dann etwa auf die Launen der Spieler auswirkte. In der Regel ging es friedlich zu. Ich kann mich aber an einzelne Szenen wüster Auseinandersetzungen erinnern, bei denen es nicht nur sehr laut wurde, sondern die Diskussionen in Schlägereien ausarteten. Da musste tatsächlich einmal einer mit einer blutenden Kopfwunde aus der Kegelbahn nach Hause gebracht werden, weil ihm ein anderer das Bierglas auf dem Kopf zerschlagen hatte. Zu Ehren der drei Wirte, die ich erlebt habe, der Herren Sommer, Lüthi und Vogt, muss ich aber sagen, dass diese gegen solche Ausschreitungen energisch vorgingen und über die Beteiligten ein kürzeres oder längeres Wirtshausverbot verhängten.

Auch im Restaurant wurde auf Ordnung gehalten. Es konnte an Zahltagsterminen vorkommen, dass etwa einer über den Durst trank und sich zu Ausfälligkeiten hinreissen liess. Das wurde rasch und gründlich abgestellt, und

ab und zu wurde dann einer vom Wirt eigenhändig aus dem Lokal entfernt. Aus moralisch nicht ganz einwandfreien Gründen unterstützten wir die Wirte in ihrem Bestreben, Trunkenbolde eher auf Distanz zu halten, indem wir diesen einigen Ärger bereiteten. Am Tage der Lohnauszahlung liessen sich immer etwelche Arbeiter dazu verleiten, einen Teil ihres Salärs vor ihrer Heimkehr in der Wirtschaft liegen zu lassen. Verständlicherweise waren dies allerdings nicht Arbeiter, die im Quartier wohnten, also nicht unsere Väter, weil deren Ehefrauen schon darüber wachten, dass der Lohn nicht auf einem Umweg nach Hause kam. (Meine Mutter pflegte an solchen Tagen meinen Vater humorvoll mit dem von ihr abgeänderten Text eines bekannten Liedes zu empfangen: «Komm mit deinen Scheinen, holdes Engelsbild ...»). Nein, es waren Männer aus der näheren oder weiteren Umgebung, die mit ihrem Velo zur Arbeit kamen. So standen denn diese Räder, während ihre Besitzer reichlich ihren Durst löschten, in der Gartenwirtschaft. Wir rächten uns nun für die zu Hause auf den Vater wartenden Familien, indem wir an den Rädern die Ventile öffneten und die Luft aus den Pneus ausströmen liessen. «Lüfteln» nannten wir das. Ob der genannte Gedanke an die wartenden Familien wirklich so im Vordergrund stand oder nicht eher das Vergnügen, das uns die fluchenden Männer bereiteten, wenn sie vor dem Wegfahren ihre Räder wieder aufpumpen mussten, wage ich nicht eindeutig zu entscheiden.



Eingang zur Kegelbahn

Einen ähnlichen Effekt hatte es, wenn wir die draussen abgestellten Velos untereinander vertauschten und die Besitzer ihr Eigentum in der Finsternis zuerst wieder herausuchen mussten. Am perfidesten aber war es – da halfen auch die Mädchen mit –, wenn wir zwischen den beiden Pfosten, welche den Ein- oder Ausgang der Gartenwirtschaft flankierten, ein dichtes, feines Faden- oder Drahtnetz spannten, das im Dunkeln natürlich unsichtbar war. Im Versteckten schauten wir dann zu, wie die Männer ihre Räder bestiegen und wegfahren wollten und dann durch das unsichtbare Hindernis jäh gestoppt wurden. Erbost holten die verhinderten Heimkehrer den Wirt, der natürlich nicht lange rätseln musste, wer hinter dem Streich stand. Das war für uns so lustig, dass wir sehr bedauerten, auf dieses Spiel verzichten zu müssen, weil wir einsahen, dass wir eine erhebliche Unfallgefahr heraufbeschworen.

Das Restaurant hatte wegen seiner Küche weitherum einen guten Ruf, der auch bei den Wirtewechseln erhalten blieb. Das wussten offenbar auch die zahlreichen Gäste zu schätzen, die neben der Stammkundschaft das Lokal frequentierten. Vereine hielten dort ihre Generalversammlung ab; Familien feierten dort ihre Feste; nicht selten waren Brautleute mit ihrer Festgesellschaft im

Gaswerk zu Gast (für solche Anlässe wurde auch im «Lesesaal» serviert). Da konnte es vorkommen, dass für Küche und Servierpersonal eine Stress-Situation entstand. Die Küche befand sich im Untergeschoss, und die Speisen wurden mittels eines kleinen Warenaufzugs ins Wirtslokal gebracht. Auf dem gleichen Weg gingen die leer gegessenen Teller zum Abwaschen wieder in die Tiefe. Es muss auch damals eine solche Stress-Situation geherrscht haben, als die Serviertochter nach dem Abräumen eine Beige von etwa dreissig Tellern in den Aufzug stellte, der aber kurz zuvor in die Küche heruntergeholt worden war. Können Sie sich den Lärm vorstellen, der entsteht, wenn soviel Porzellan in einen Schacht gestürzt wird? Er war nur um wenig kleiner als der Lärm des Wirtes aus der Küche, der vom Erschrecken in einen leichten Tobsuchtsanfall überging.

Der beste Beweis für unsere guten Erfahrungen mit der Gasi-Wirtschaft liegt doch sicher darin, dass Heidi und ich am 7. Oktober 1944 unser Hochzeitsessen dort servieren liessen.



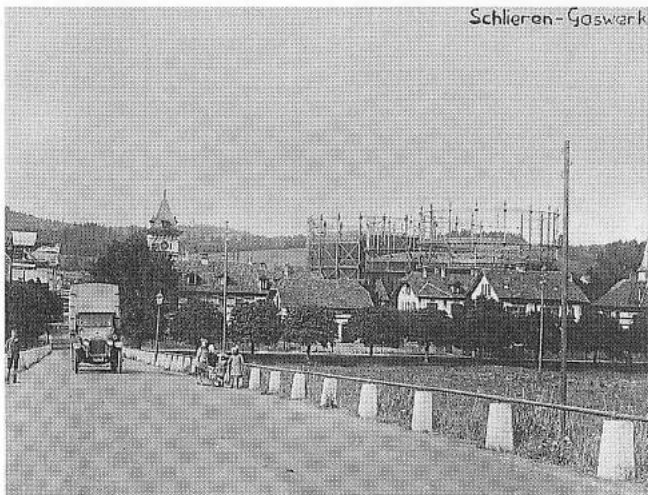
Leo Vogt mit Frau und Sohn, Restaurant Gaswerk

DAS LÄDELI

Zum Gaswerk gehörte auch ein Quartierladen, eine Filiale der Firma Denner. Anfänglich war er in einem kleinen Zimmer im Restaurantgebäude untergebracht, wurde dann aber, weil der Platz bald einmal zu eng war, in einen dafür errichteten Anbau an die Kegelbahn verlegt. In meiner frühen Kindheit war Frau Haller die Filialeiterin; später wurde das Geschäft vom Ehepaar Kobelt weitergeführt, wobei Frau Kobelt den Laden führte, während Herr Kobelt am Anfang noch als Reisevertreter für eine St. Galler Stickereifirma tätig war. Er war stolz darauf, dass der 1940 zum Bundesrat gewählte Karl Kobelt ein entfernter Verwandter von ihm war, wie er sagte. Wie weit entfernt, erfuhren wir allerdings nicht.

In diesem Laden konnte man sich, obwohl er auch im Neubau noch klein war, praktisch mit allem eindecken, was man zur Führung eines Haushaltes brauchte. Er diente nicht nur der Wohnbevölkerung, sondern auch der Belegschaft des Gaswerks, die hier ihre Züniverpflegung holen konnte. Für die verschiedenen Werkabteilungen besorgten Boten für ihre Arbeitskameraden nach einer Bestell-Liste die gewünschten Waren. Begehrt war da vor allem die schöne grosse Mortadella (wir sagten allerdings «der» Mortadella), auf der Maschine in Scheiben geschnitten, mit einem Cornichon garniert, dazu ein Stück Brot. Aber auch Brot mit Servela, mit Käse (Emmentaler, Tilsiter und Limburger), Nussgipfel und Patisserie wurden von den Beauftragten in die Fabrik getragen. Bier wurde im Restaurant, «über die Gasse» eingekauft; Mineralwasser (Eglisauer und Eglisana) wurde im Magazin des Werkes zu sehr günstigen Preisen abgegeben. (Am Schalter des Magazins konnten auch die Quartierbewohner Mineralwasser harassweise kaufen).

Brot, Back- und Konditoreiwaren wurden jeden Tag frisch von der Bäckerei Laubscher in Zürich, dem «Züribeck», geliefert. Wenn der Lieferwagen von der Badenerstrasse über die Gasometerbrücke kam und in das schmale Gässchen, das zum Laden führte, einbog, gab er sein Kommen mit lautem Hupen kund; die Quartierbevölkerung vernahm auf diese Weise, dass die frischen Waren eingetroffen waren.



Der Züribeck

Unser Lädeli war natürlich noch ein Laden alter Art. Selbstbedienung kannte man damals noch nicht, und die Lebensmittel wurden zum grössten Teil offen verkauft. Zucker, Mehl, Griess, Reis und Salz wurden aus dem grossen Sack oder aus der Schublade abgewogen und in Papiersäcke abgefüllt. Wer nicht bezahlen konnte, liess sich den Betrag anschreiben, was meist in den Tagen vor dem Zahltag geschah. Die mit Namen versehenen «Konsumbüchlein» wurden in einer Schublade aufbewahrt; die Schuld wurde dann am Zahltag beglichen. Kundentreue wurde mit einem Rabattsystem belohnt: In einem Rabattbüchlein wurde für jeden Frankenbetrag ein Feld gestempelt; wenn das Büchlein mit Stempeln für hundert Franken voll war, wurden dafür acht Franken ausbezahlt. Das war die gleiche Rückvergütung, wie sie der LVZ ausrichtete, der jenseits der Gasometerbrücke an der Zürcherstrasse eine Filiale besass. Gewitzigte Hausfrauen hatten allerdings schon lange herausgefunden, dass die Firma Nikles an der Bäckerstrasse in Schlieren neun Prozent gutschrieb. Und weil das Geld von den Rabattbüchlein oft das einzige Taschengeld («Pümpelgeld») der Hausfrauen darstellte, nahm manch eine den Weg «ins Dorf» in Kauf, weil Frau Nikles, die auch Handarbeitsmaterial verkaufte, auch Strickanleitungen gab.

Der Quartierladen war auch ein Ersatz für den früheren Dorfbrunnen, d. h. man kam dort auch zum Schwatz zusammen. Es gab in diesem kleinen und geschlossenen Quartier ja immer eine Menge von Neuigkeiten, die ausgetauscht werden konnten. Mitteilungen über die Nachbarnfamilien fanden immer offene Ohren. Frau Kobelt war – aus Geschäftsinteresse – weise genug, sich an diesen Gesprächen nicht persönlich zu beteiligen, sondern höchstens einmal ein «So-so» oder «Ja-was» beizusteuern. Sie konnte deshalb nie als Zeugin angerufen werden, wenn das «Gerätsch» der Betroffenen hinterbracht wurde. «Da kann ich nichts sagen, ich habe da nicht so genau hingehört; ich hatte zu tun.» Es gab natürlich dankbare Themen, z. B. wenn die andern Käuferinnen feststellten, dass Frau XY jeden Tag kurz vor zwölf Uhr schnell in den Laden kam, um eine Maggi-Suppe – damals nur von «faulen Hausfrauen» gebraucht – und Patisserie für das Mittagessen einzukaufen.

Bedrängende Zeiten kamen für das Lädeli, als in den späten zwanziger Jahren die Migrowagen ausfuhren und ausgerechnet an der Gasometerstrasse, keine hundert Meter von der Denner-Filiale entfernt, eine Haltestelle einrichteten. Obwohl das Migros-System mit den runden Preisen und den ungeraden Gewichten der abgepackten Artikel (für 50 Rappen erhielt man 735 g Gerste, für Fr. 1.75 2109 g Kristallzucker) von den Hausfrauen eine Umstellung verlangte, fand der Migros-Wagen auch im Gaswerk sehr bald seine Kunden und wurde für das Lädeli zur bedrohenden Konkurrenz. Zum Glück für Frau Kobelt war das Migros-Sortiment am Anfang noch sehr beschränkt (die ersten Verkaufswagen fuhren nur mit sechs Artikeln aus: Zucker, Teigwaren, Kaffee, Reis, Kernseife und – aber nur für Abonnenten oder auf Bestellung – Kokosfett), so dass auch die Migros-Kundin daneben noch

beim Detail-Händler einkaufen musste. Trotzdem war die Umsatzeinbusse spürbar. Kein Wunder, dass jedesmal, wenn der Migros-Wagen anfuhr, Herr Kobelt aus dem Laden kam, um zu sehen, wer denn jetzt da einkaufe. Dass er sich darüber ärgerte, dort Hausfrauen kaufen und bar bezahlen zu sehen, die bei ihm anschreiben liessen, ist gut zu verstehen. Und wir können es auch nachfühlen, dass sich Herr und Frau Kobelt ärgerten, wenn Leute am Migros-Wagen den Bohnenkaffee einkauften und ihn nachher im Lädli mahlen lassen wollten.

Anfangs hatten die Gasifrauen zu Hause gegen Widerstand zu kämpfen, wenn sie bei der Migros einkaufen wollten. Die meist linksgerichteten Familienväter verboten ihnen teilweise sogar, diesem «kapitalistischen Lohndrucker» Geld zu bringen. Der Einkauf beim kapitalistischen Denner störte sie offenbar weniger. Ideologisch standen sie natürlich eigentlich hinter dem LVZ, aber sie hatten Mühe, ihre Frauen zum längeren Einkaufsweg zu überreden. Der Widerstand bröckelte aber infolge der preisbewussten Haltung der Hausfrauen doch langsam ab. Sogar die Gattin des politisch harten Kämpfers Z. trotzte schliesslich dem Verbot ihres Mannes. Sie ist in meiner Erinnerung nicht mehr aus der Käuferschar vor dem Migroswagen wegzudenken, wie sie – während

ihr kleiner Rehpinscher «Tscheggi» sich auf ihrem starken Busen ausruhte – beim Migros-Verkäufer ihre geliebten «Pedicürli» kaufte (so nannte sie das für sie neue Gebäck «Petit beurli»). Bei uns Kindern war sie bekannt und beliebt, weil sie weitherum die besten Nidelzeltli kochen konnte.



Migros Verkaufswagen

DAS «SILBERBLATT»

Ich weiss nicht, ob wir die ersten waren, die in unserer Gegend eine Gratiszeitung herausgaben. Natürlich war es ein kleines Blatt mit beschränkter Auflage. Immerhin verteilten wir es in etwa dreissig Exemplaren. Es trug den schönen Namen «Silberblatt». «Druck und Verlag» waren in meinem Zimmer untergebracht; die Zusammensetzung der Redaktion variierte; als Besitzer der Druckerei war ich zugleich der Chefredaktor.

Angefangen hatte es wegen eines Jugendbuches, das unter uns Jungen zirkulierte und wegen seines fesselnden Inhaltes intensiv gelesen wurde. Seinen Titel weiss ich nicht mehr, und vom Inhalt nur noch so viel, dass es von einem armen amerikanischen Knaben handelte, der als Zeitungsverkäufer seine Karriere begonnen und es bis zum grossen Pressezar und Alleinbesitzer eines wichtigen amerikanischen Zeitungsverlages gebracht hatte. Stufe um Stufe hatte er sich emporarbeiten müssen. Dieses Buch hatte uns angesteckt. Nicht dass wir das Ziel gehabt hätten, reiche Pressemagnaten zu werden. Aber das Buch bot so viele technische Informationen über die Herstellung einer Zeitung, dass wir durch sie ermuntert wurden, einen eigenen Versuch zu machen.

Im Pestalozzi-Kalender, den ich zu jeder Weihnacht von meiner Gotte erhielt, sah ich ein Inserat für eine Kinder-Druckerei. Ich opferte mein Sackgeld, um die grösste angebotene Ausführung zu erwerben: Gummitypen in drei verschiedenen Schriftgrössen, die in dreizeiligen Haltern zu Stempeln zusammengesetzt werden konnten. So stellten wir denn mit unsern Gummibuchstaben unsere Texte zusammen, druckten sie dreizeilenweise in unsere Zeitungen. Immer nach drei Zeilen mussten die Lettern wieder abgesetzt werden, weil der Vorrat für längere Texte nicht gereicht hätte und für jede Schriftgrösse auch nur ein dreizeiliger Halter vorhanden war. Dann wurden die nächsten drei Zeilen gesetzt und so fort. Oftmals mussten wir ein wenig nachhelfen; wenn wir zu wenig «n» hatten, mussten wir halt mit «u», die wir auf den Kopf stellten, ergänzen. Verglichen mit diesem technisch grossen Aufwand des Setzens und Druckens – wir konnten darum pro Monat nur eine Nummer herausbringen – war die Gestaltung des Inhaltes für uns eher ein kleines Problem. Lokalnachrichten aus dem Gaswerk kamen im Laufe eines Monats immer genügend zusammen; natürlich waren sie dann nicht immer brandneu. Eindeutig aktuell waren aber unsere Sportnachrichten. Sie beschränkten sich zwar nur auf Ringkämpfe unter uns Buben, und diese Ringkämpfe wurden während des Setzens der Zeitung gleich auf der Redaktion ausgetragen. Ab und zu kannte einer einen Witz, den wir aufnehmen konnten. Und dann hatten wir, wie jede rechte Zeitung, eine Fortsetzungsgeschichte. Wir begannen mit dem Abdruck der Novelle «Elsi, die seltsame Magd» von Jeremias Gotthelf, die uns in einem Heftchen des Jugendschriftenwerkes vorlag; wir sind allerdings damit nicht sehr weit gekommen; sie brach irgendwann lange vor dem eigentlichen Ende ab.

Eine Zeitung – und vor allem ein Gratisanzeiger – deckt ihre Kosten mit den Inserateneinnahmen. Weil wir natürlich keine diesbezüglichen Aufträge hatten, aber doch

einen Inseratenteil präsentieren wollten, stellten wir eigene Inserate zusammen und gaben uns dabei Mühe, möglichst originell zu sein. Sie sahen etwa so aus (das sind Beispiele, an die ich mich noch erinnern kann):

Maler
meister
ax
üller

ROBERT

Frische
ische
ührt
ranz
urrer

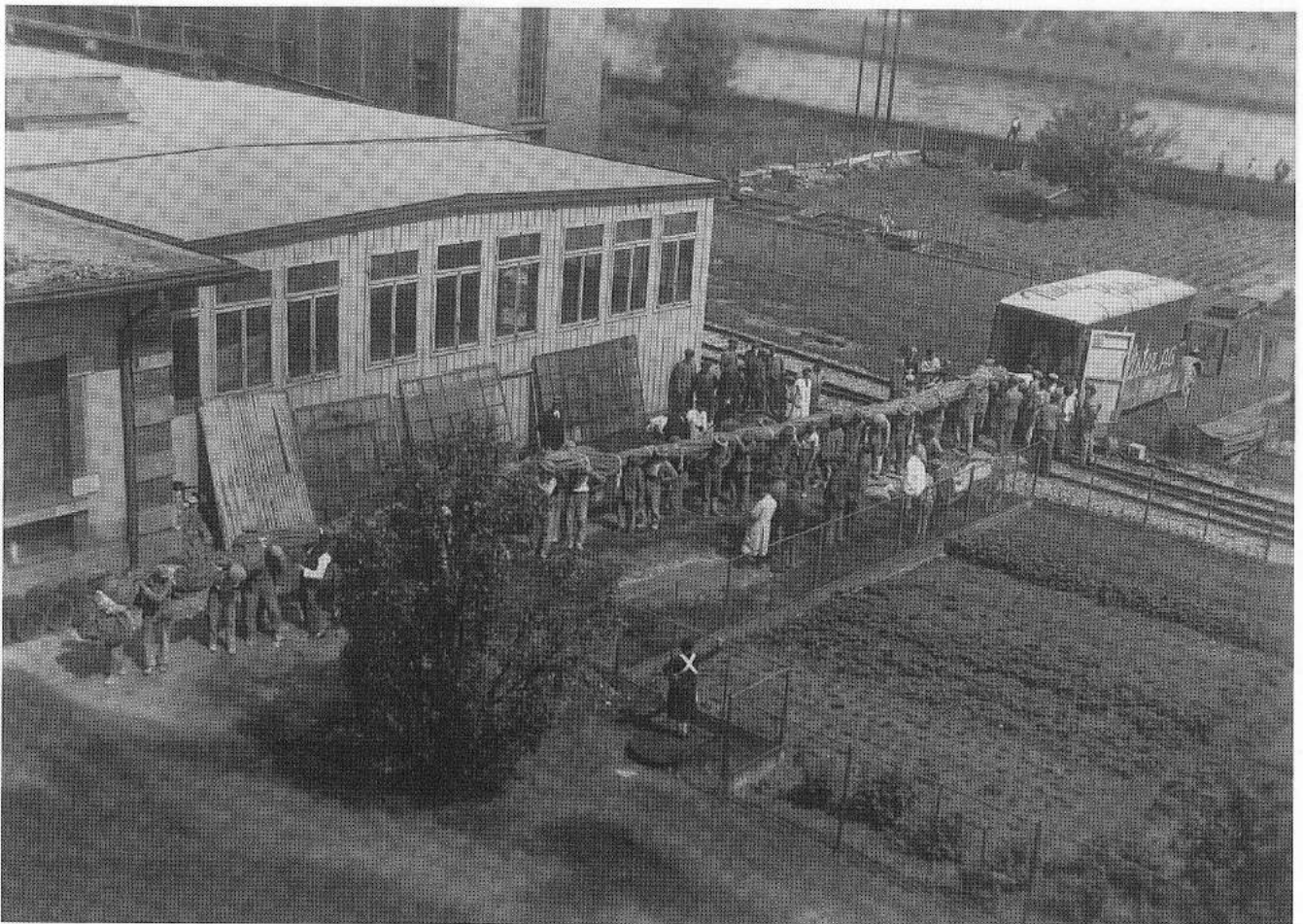
Das liess sich allerdings nur teilweise mit den Gummistempeln machen. Wir mussten darum gerade für den Inseratenteil auch Handarbeit einsetzen. Selbstverständlich brachte uns dies nichts. Die Finanzierung musste anderweitig erfolgen. Wie die grossen Zeitungsdruckereien auch noch eine Akzidenzdruckerei angegliedert haben, in denen andere Drucksachen hergestellt werden, so mussten auch wir noch einen andern Produktionszweig haben. Die nötigen Einnahmen erzielten wir mit dem Druck von Visitenkarten. Meine Cousine Marga liess sich als «Reisevertreterin» oder «Aquisiteurin» einspannen. Sie verstand es, bei den Schulkameradinnen in der eigenen und in andern Schulklassen die Visitenkarten-Mode derart gut einzuführen, dass ein regelrechter Boom entstand und ich mit Aufträgen geradezu überhäuft wurde. Gedruckt wurden diese Kärtchen auf das Papier der weissen Schulhefte (unliniert und ohne Rand), die in der Papeterie Brender gekauft werden konnten. Aus einer Heftseite konnten acht Kärtchen geschnitten werden. Mit einem Verkaufspreis von 5 Rappen pro Stück (Mindestabnahme acht Stück) war der Heftpreis bald finanziert; die ganzen Blätter aus demselben Heft bildeten das Rohmaterial für das «Silberblatt».

Auch wir verschlossen uns der Modernisierung nicht. Dank der Einnahmen aus dem Visitenkartengeschäft – sie wurden alle reinvestiert – war ich in der Lage, einen Hektographierapparat anzuschaffen, auf dem sogar farbig kopiert werden konnte. Eine mit farbiger Kopiertinte gezeichnete oder geschriebene Vorlage konnte auf eine feuchte Masse übertragen und von dort auf saugfähiges Papier abgedruckt werden. Ich weiss nicht mehr, wieviele dieser neuartigen Nummern herausgekommen sind; irgendwie verliert sich da meine Erinnerung im Dunkel. Ich weiss nur noch, dass ich diesen Hektographierapparat nachher als junger Hoffnungsbundleiter brauchte, um für meine Hoffnungsbündler einen Teil des «Heidelberger Katechismus» zu vervielfältigen – meine religionspädagogische Ader war erwacht.

Meine Pressetätigkeit ging anders weiter. Nachdem einige meiner Lokalberichte, die ich als junger Gymnasiast an das Limmattaler Tagblatt geschickt hatte, dort abgedruckt, mit 5 Rappen pro Zeile honoriert und schliesslich sogar mit dem (Korr.)-Zeichen versehen worden waren, versuchte ich mich intensiv – neben Herrn Otto Galliker aus Schlieren – als Lokalkorrespondent zu betätigen. Ich war natürlich froh über jedes kleinere oder grössere Ereignis, über das sich berichten liess, Vereinsanlässe,

Verkehrsunfälle, Chilbi, Ballonfahrten, Einbrüche und ähnliches. Das hat mir einiges Taschengeld, in einem Fall aber auch spätere Schmach eingetragen. Das kam so:

Es war Jahrzehnte später, als wir in unsern Engadiner Ferien den Zürcher Dichter Paul Wehrli und seine Frau Marguerite kennen lernten. Eines Abends sassen wir nach dem Nachtessen zusammen und erzählten einander von unsern Jugenderlebnissen. Auf das Stichwort «Gaswerk» reagierte Frau Wehrli eher negativ: «Ans Gaswerk in Schlieren habe ich ganz schlechte Erinnerungen.» Wir baten sie um eine Erklärung. Da berichtete sie uns, dass sie eine der ersten Frauen gewesen sei, die Autofahren gelernt haben. «Die Frau am Steuer» fiel damals noch auf. Ausgerechnet im Gaswerk habe sie auf der Kreuzung vor dem Eingangsportal einen Zusammenstoss gehabt, bei dem glücklicherweise nur Blechschaden entstanden sei. Sie sei zwar schuld gewesen, habe sich aber doch sehr geärgert, dass nachher «so ein Lööli» in der Zeitung von einem «Frauenzimmer» geschrieben habe, das «in übersetztem Tempo» gefahren sei. Ich erinnerte mich noch gut an diesen Unfall. «Wissen Sie, wer dieser Lööli war?», fragte ich sie, und dann klärte ich sie auf: «Er sitzt jetzt gerade vor Ihnen.» Bei einem Glas Wein feierten wir fröhliche Versöhnung.



Ballonhüllen-Transport

BALLON-ABENTEUER

Das Sommerhalbjahr bot uns eine spezielle Attraktion. Wenn Kameraden fragten: «Chunsch au am Suntig?», wussten wir, worum es ging. Irgendwie war durchgesickert, dass am Sonntag bei schönem Wetter Ballonfahrten stattfinden werden. Das war für uns Kinder im schulpflichtigen Alter ein ganz besonderes Ereignis. Wir durften nämlich beim Füllen der Ballone mithelfen. Wir empfanden das als Vorrecht und Auszeichnung, dass wir da miteingesetzt wurden und realisierten gar nicht, dass man auf unsere Mithilfe angewiesen war. Weil sich immer mehr Kinder zur Verfügung stellten, als wirklich gebraucht wurden, konnte Herr Seiler, der die Aufsicht und das Kommando über das Gaseinfüllen führte und darum «Ballon-Seiler» genannt wurde, unter den Interessenten auslesen.

Unsere Aufgabe bestand darin, bei fortschreitendem Füllen des Ballons die Sandsäcke, die am Ballon-Netz hingen, tiefer zu hängen. Zum Füllen wurde die leere Ballonhülle auf dem Boden ausgebreitet. Über die leere Hülle musste das Netz so gelegt werden, dass sich dessen oberes Ende genau über dem Manövrierventil befand, das zu oberst auf der Ballonhülle angebracht war. Diesem Ventil gegenüber war der Füllansatz, durch den aus der Gasleitung das Gas in die Hülle eingeführt wurde. Damit diese beim Füllen auf dem Boden blieb, wurde sie mit Sandsäcken beschwert, die mit Haken in die Maschen des Netzes gehängt wurden. Diese Säcke wurden, wenn das Volumen des Ballons grösser wurde, mit in die Höhe gehoben und mussten dann in die nächsttieferen Masche gehängt werden. Das brauchte natürlich eine präzise Koordination; der Ballon durfte ja keinen Moment ohne Gewichte bleiben. Herr Ballon-Seiler führte da begreiflicherweise ein strenges Regiment. Mit seiner Trillerpfeife gab er die vereinbarten Signale, auf die wir unverzüglich handeln mussten. Wir Kinder konnten so miterleben, wie der Ballon grösser und grösser wurde, bis er dann schliesslich über dem Korb schwebte, der die Passagiere aufnahm. Durch unsere Mitarbeit fühlten wir uns mit den Ballonfahrern verbunden. Ich weiss nicht, wie es den andern erging, aber ich wartete immer insgeheim auf das Wunder, dass Herr Dr. Tilgenkamp – er war einer der regelmässigen Piloten – oder einer seiner Mitfahrer sagen würde: «Buebli, wotsch mitfaare?» Natürlich geschah dies nie, und wir mussten uns damit begnügen, das Schweben in der Luft wenigstens nachempfinden zu können, wenn wir uns auf die Sandsäcke setzten und uns auf ihnen langsam in die Höhe tragen liessen.

Ab und zu kamen wir noch auf andere Weise mit dem Ballonfahren in Berührung. Es geschah etwa, dass der Ballon über dem Startplatz in eine Luftschicht kam, die keine Strömung aufwies und er dann an Ort stehen blieb. Dann musste der Pilot sich entschliessen, höher zu steigen, bis er in eine bewegte Luftschicht geriet. Das konnte er dadurch erreichen, dass er Ballast abwarf, das heisst, dass er einen oder mehrere der im Korb mitgeführten Sandsäcke leerte. Das spürten wir, wenn dieser Sand auf uns herunterrieselte.

Es steigerte unsern Genuss, wenn am selben Tag mehrere Ballone aufstiegen. Das zog immer eine Menge Schaulustiger an, und unsere Wichtigkeit wurde dadurch noch

deutlicher. Ein Ballon-Start hat sich mir besonders eingeprägt. Radio Zürich machte eine Reportage über das Ballonfahren, wollte dies aber nicht nur theoretisch vom Boden aus tun. Darum fuhr der Reporter im Ballon mit. Es war der legendäre Arthur Welti, der im Studio Zürich Ansager, Reporter, Schauspieler und Regisseur war. Für uns war es ein Erlebnis, diesen Mann, den wir am Radio immer nur hören konnten, lebendig mit Fleisch und Blut vor uns zu sehen und seine Arbeit mitverfolgen zu können.

Mit dem Mikrophon in der Hand beschrieb er die Vorbereitungen und bestieg dann, als diese beendet waren, als Passagier den Korb. Wir konnten noch eine Weile hören, wie er beim Aufstieg seine Eindrücke und seine Stimmung schilderte; dann sahen wir nur noch von ferne; wie er den Mund bewegte. Es war natürlich keine «Live-Sendung». Arthur Welti hatte ein Tonbandgerät bei sich, damals wahrscheinlich noch ein Stahldrahtgerät. So hatten wir Gelegenheit, die ganze Reportage zu hören, als sie gesendet wurde.

Ein Grossereignis waren jeweils die «Fuchsjagden». Bei diesem Anlass stiegen mehrere Ballone auf. Einer von ihnen wurde mit einem Fuchsschwanz am Korb als Fuchs gekennzeichnet, der von den Jägern, d. h. den Automobilisten, «gejagt» werden musste. Sie hatten die Aufgabe, den Ballon mit ihren Autos am Boden zu verfolgen und sich, wenn er zur festgesetzten Zeit landete, des Fuchsschwanzes zu bemächtigen. Sieger war der, dem dies gelang. Das war gar kein einfaches Unterfangen. Der «Fuchs» konnte nämlich – je nach Windverhältnissen – seine Fahrriechung mehrmals ändern und dabei natürlich auch über unwegsameres Gelände geraten. Das konnte die verfolgenden Automobilisten nicht selten zu regelrechten Irrfahrten zwingen.

Nach geglückter Landung wurden die Ballone ins Gaswerk zurückgebracht, wo sie in der darauffolgenden Woche kontrolliert und überholt wurden. Da durften wir noch einmal mithelfen. Die Ballonhüllen wurden auf einer Wiese ausgelegt und dann mit Luft aufgeblasen, damit sie von innen her kontrolliert und mit den nötigen Leimflicken versehen werden konnten. Zum Aufbewahren mussten sie zusammengelegt werden, wozu man natürlich die Luft wieder herauspressen musste. Dafür wurden wir eingesetzt. Die Belohnung bestand darin, dass wir, bis alle Flicker getrocknet waren, die aufgeblasene Hülle betreten durften, natürlich barfuss. Das war dann für uns so eine Art «Sarna-Turnhalle», in der wir uns frei tummeln konnten. Anschliessend mussten wir von aussen, in einer Reihe nebeneinander, langsam über die Hülle schreiten und die Luft austreiben. Wir haben nie nach einer Entschädigung gefragt. Es galt bei uns der Wahlspruch der Diakonissen: «Mein Lohn ist, dass ich darf.»

VERÄNDERTE WELT

Von den Veränderungen, die in der Welt vor sich gingen, spürten wir Kinder anfänglich nicht viel. Vom Ersten Weltkrieg wussten wir aus den Gesprächen unserer Eltern. Da und dort hingen in der Stube noch eingerahmte Tafeln mit Brot- und Lebensmittelmarken aus der Kriegszeit. Mein Vater, der im Grad eines Wachtmeisters in einer Sappeur-Kompanie Feldweibeldienst geleistet hatte, erzählte ab und zu von seinen Aktivdienst Erfahrungen im Bedrettal und im Jura. In der Winde wurde noch seine Ausrüstung aufbewahrt: der Tornister, das Faschinenmesser, die Feldflasche, die Gamelle, der blaue Tschako und der ebenfalls blaue Kaput. Die meisten dieser Gegenstände hatten friedliche Funktionen übernommen. In der Feldflasche nahmen wir den Himbeersirup mit, wenn wir auf den Uetliberg wanderten. In der Gamelle verstauten wir die zerbrechlichen Teile des Proviantes für unsere Ausflüge. Den Tschako benützten wir Kinder, wenn wir «Polizistli» spielten (unser Gemeindepolizist Müller, der «Sabelhans», trug einen ähnlichen, wenn er an der Chilbi vor der Lilie den Verkehr regelte), und aus dem schweren, warmen Uniformstoff des Kaputs schneiderte mir unsere Knabenschneiderin Fräulein Felber eine Pelerine, mit der ich jahrelang bei nassem und kaltem Wetter in die Schule ging, anfangs ein wenig belächelt, denn alle andern trugen schwarze Pelerinen, später aber wegen ihrer Wärme beneidet.

Dieses Umfunktionieren der militärischen Ausrüstung in zivile Gebrauchsgegenstände entsprach unserem inneren Empfinden. Es war so etwas wie das Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen. Da meine Spielkameraden mit wenigen Ausnahmen Kinder von parteilich oder wenigstens gewerkschaftlich organisierten Arbeitern waren, war die Ablehnung von allem, was mit Militär zu tun hatte, selbstverständlich. Die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg hatten die Parole «Nie wieder Krieg!» hervorgebracht. Ich glaubte meinen Kameraden, wenn sie mir sagten, das Militär sei etwas Böses. Es war deshalb für mich folgerichtig, wenn sie im Auto vorbeifahrende Offiziere beschimpften und ihnen «Halunken» nachriefen. Und weil ich ja einer der ihren war, rief ich mit ihnen mit. Als mein Vater davon erfuhr, wies er mich zuerst einmal deutlich zurecht, benutzte dann aber den Anlass, mir ausführlicheren staatsbürgerlichen Unterricht zu erteilen. Bis dahin hatte er mir volle Freiheit gelassen und nichts dagegen eingewendet, wenn ich den Spielnachmittag der «Roten Falken» besuchte oder sogar am 1. Mai-Umzug mit meinen Kameraden mitmarschierte. Jetzt aber hielt er es für angebracht, mir zu einer distanzierteren Sicht der Dinge zu verhelfen.

Ein Einbruch in unsere mehr oder weniger «heile Welt» erfolgte dann auch durch die sich ausbreitende Arbeitslosigkeit im Gefolge des New Yorker Börsenkrachs vom Oktober 1929. Für unsere Väter brauchten wir vorläufig keine Angst zu haben; als Angestellte der öffentlichen Hand hatten sie sogenannte «sichere Stellen» und wurden deswegen oft von Arbeitern der Privatindustrie beneidet. (Direkt betroffen wurden sie dann erst durch den allgemeinen Lohnabbau.) Aber einige von uns hatten ältere Geschwister, die nicht im Gaswerk arbeiteten und die Krise handfest zu spüren bekamen. Da sorgte natürlich die ganze Familie mit.

Es war deshalb nicht verwunderlich, dass sich in unsere Kinderspiele mehr und mehr Diskussionen über politische Themen einflochten. Wir begannen auch aufmerksam mitzuverfolgen, was sich in unsern Nachbarländern, vor allem Italien und Deutschland, tat, besonders seit der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten. Die Nachrichten, die wir hörten, waren widersprüchlich. Etliche Familien hatten noch Kontakt mit Deutschen, die beim Neubau der Ofenanlagen anfangs der dreissiger Jahre bei uns tätig und teilweise als Untermieter bei uns wohnhaft gewesen waren. Während nun die einen die grossen Erfolge des neuen Regimes in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und Inangriffnahme grosser staatlicher Bauprojekte zu rühmen wussten, nahmen andererseits die warnenden Stimmen ständig zu, die von Unterdrückung und Verfolgung der Andersdenkenden, totalem Machtanspruch und Ausschreitungen, ja von der Errichtung von Konzentrationslagern berichteten. Eindrückliche Meldungen über die sich ausbreitende und verschärfende Schreckensherrschaft erhielten wir vom Ehepaar Arno und Margarete Zurbuchen, die als zurückgekehrte Auslandschweizer über zuverlässige Nachrichtenverbindungen verfügten; namentlich Frau Zurbuchen kam oft zu uns Jungen im Gaswerk, um über die Geschehnisse zu berichten und mit uns zu diskutieren. Verstohlen lasen wir zu unserer Orientierung Hitlers «Mein Kampf» und später auch Hermann Rauschnings Buch «Gespräche mit Hitler», das über die Absichten des Dritten Reiches keine Zweifel erlaubte. Über den Faschismus in Italien öffnete uns das Buch «Brot und Wein» des in der Schweiz lebenden Emigranten Ignazio Silone die Augen.

Wir erlebten nun im kleinen, was sich auf nationaler Ebene ereignete. Die Bedrohung, der wir uns mit unserm Land ausgesetzt fühlten, schweisste uns zu einer engen Gemeinschaft zusammen, in der es keine Unterschiede zwischen «Herrebüebli» und Arbeiterkindern mehr gab. Wir waren alle Schweizer, für welche die innere und äussere Verteidigung unserer Heimat selbstverständlich war. (Auch die SPS hatte sich angesichts der Bedrohung in ihrem Parteiprogramm von 1935 zur Landesverteidigung bekannt.) Es wäre keinem mehr in den Sinn gekommen, Offiziere mit «Halunken» zu betiteln.

Ich stand in den letzten Tagen der Maturitätsprüfung, als der Krieg ausbrach. Nun erlebte ich es mit, was ich bis jetzt nur aus den Berichten meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg gehört hatte. Wie damals kam der Gemeindegemeinschreiber Eduard Böhringer vor das Hauptportal des Gaswerkes und blies dort – wie auf andern Plätzen der Gemeinde – den Generalmarsch und rief den Mobilisierungsbefehl für die Schweizerische Armee auf den 2. September 1939 aus. Mein Vater war nicht mehr militärpflichtig; als ehemaliger Wachtmeister war er zum Leutnant der Luftschutztruppen ernannt worden und hatte seinen Dienst im Werkluftschutz zu leisten. Mein älterer Bruder hingegen musste zum Dienst in einem Aargauer Infanterie-Regiment einrücken. Ich begleitete ihn zum befohlenen Zug auf den Bahnhof Schlieren. Als dann der Extrazug, vollgestopft mit Soldaten, wegfuhr und ich ihm nachwinkte, kam in mir das bange Gefühl auf, es

könnte ein Abschied für immer sein. Aber stärker als diese düsteren Gedanken war mein Bedauern darüber, als Zivilist zurückbleiben zu müssen. Ich beschloss, mich zum freiwilligen Militärdienst zu melden, was ich auch unverzüglich tat; schon am 18. September trat ich in einer Sanitätskolonne meinen Aktivdienst an, zehn Monate, bevor ich in die Rekrutenschule aufgeboden wurde.

Als ich vom Bahnhof ins Gaswerk zurückkehrte, sah ich vor dem Hauptportal einen Wachsoldaten stehen, der den Zugang zum Werk zu kontrollieren hatte. Ich erkannte in ihm den berühmten Chemieprofessor Dr. Paul Karrer,

der zwei Jahre vorher mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet worden war. Zum Schutz vor möglichen Saboteuren wurde das ganze Werk militärisch bewacht. Darum waren ausser dem Hauptportal alle Zugänge zum Fabrikgelände geschlossen worden, auch das Gartentor, das unser im Areal gelegenes Haus mit dem Quartier verbunden hatte und durch das ich in meiner ganzen Jugendzeit ein und aus gegangen war. Das geschlossene Tor war für mich ein Symbol dafür, dass eine Epoche meines Lebens abgeschlossen worden war.

Armée suisse Schweizerische Armee Esercito svizzero

KRIEGSMOBILMACHUNG

(ALLGEMEINE MOBILMACHUNG)

MOBILISATION DE GUERRE

(MOBILISATION GÉNÉRALE)

MOBILITAZIONE DI GUERRA

(MOBILITAZIONE GENERALE)

Die ganze Armee ist aufgeboten.

- a) Der erste Mobilmachungstag (Mob.-Tag) ist der * 2. SEPT. 39
 b) Aufgebot der Stäbe, Truppenkörper und Einheiten aller Divisionen und Gebirgsbrigaden, der Armeekorps- und Armeetruppen, der Territorialinfanterie, der Spezialtruppen des Landsturms, des Transportdienstes und der rückwärtigen Dienste.

Es haben einzurücken: Alle Wehrpflichtigen, deren Dienstbüchlein mit einem **weissen** Mobilmachungszettel versehen ist, gemäss den auf dem Zettel enthaltenen Weisungen.

- c) **Pferdestellung:** Vollzug des Pferdestellungsbefehls durch die Gemeinden.
 d) **Stellung der Motorfahrzeuge:** Sämtliche Motorfahrzeuge (Personenwagen, Lastwagen, Traktoren, Anhänger, Motorräder etc.), deren Fahrzeugausweis mit einem **weissen** Aufgebotszettel versehen ist, sind gemäss den auf dem Zettel enthaltenen Weisungen zu stellen.

Eidgenössisches Militärdepartement.

Toute l'armée est mise sur pied.

- a) Le 1^{er} jour de mobilisation (J. mob.) est le * 2. SEPT. 39
 b) Les E.-M., corps de troupes, unités de toutes les divisions, brigades de montagne, troupes de corps d'armée et d'armée, de l'infanterie territoriale, des troupes spéciales du landsturm, du service des transports et des services de l'arrière sont mis sur pied.

Tous les militaires, dont le livret de service est muni de la fiche **blanche** de mobilisation, **entrent au service** conformément aux indications de la fiche de mobilisation.

- c) **Fourniture des chevaux:** Les communes exécutent l'ordre de fourniture des chevaux.
 d) **Fourniture des véhicules à moteur:** Tous les véhicules à moteur (voitures, camions, tracteurs, remorques, motocyclettes, etc.), dont le permis de circulation est muni d'un ordre de marche **blanc**, sont à présenter aux endroits et dates prescrits par l'ordre de marche.

Département militaire fédéral.

L'intero esercito è chiamato alle armi.

- a) Il 1^o giorno di mobilitazione (G. mob.) è il * 2 SEPT. 39
 b) Chiamata in servizio degli stati maggiori, corpi di truppe, unità di tutte le divisione, brigate da montagna, truppe di corpo d'armata e d'armata, della fanteria territoriale, delle truppe speciale della landsturm, del servizio dei trasporti e dei servizi delle retrovie.

Devono presentarsi in servizio, giusta le indicazioni dell'avviso di mobilitazione, tutti i militari i cui libretti di servizio sono muniti di un avviso di mobilitazione di color **bianco**.

- c) **Consegna dei cavalli:** I comuni devono eseguire l'ordine di consegna dei cavalli.
 d) **Consegna degli autoveicoli:** Tutti gli autoveicoli (autovetture, autocarri, trattori, rimorchi, motociclette, ecc.), la cui licenza di circolazione è munita di un ordine di marcia di color **bianco**, devono essere presentati giusta le istruzioni contenute in detto ordine.

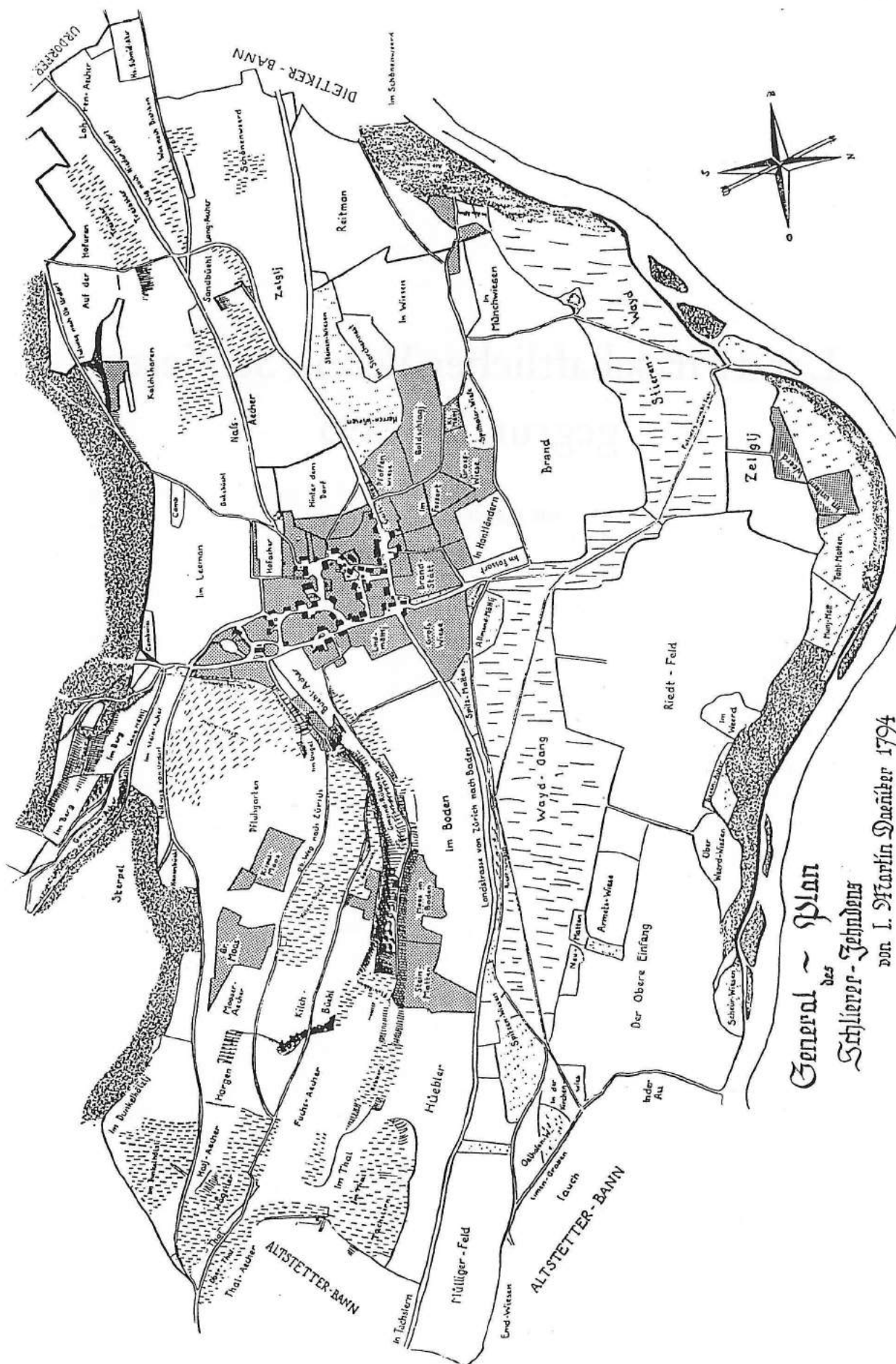
Il Dipartimento militare federale.

* Durch die mit dem Anschlag beauftragte Stelle bei Erhalt des eidgenössischen Mobilmachungstelegrammes einzusetzen.
 A insérer par l'unité chargée d'afficher au vu du télégramme fédéral de mobilisation.
 Da inserire dall'autorità comunale non appena avrà ricevuto il telegramma federale di mobilitazione.

A faint, light-colored map of the Schlieren region serves as a background for the text. The map shows various geographical features, including rivers, lakes, and land parcels, rendered in a sketchy, hand-drawn style.

Landwirtschaftlicher Verein Schlieren gegründet 1893

von Rudolf Weidmann



General-^{des} Plan
Schließer-^{des} Zehndens
von I. Martin Dornier 1794

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	39
Rückblende auf die Vereinsgeschichte	40
Gründungsprotokolle	41
Unterzeichner der ersten Statuten	51
Vorträge:	55
– zur Fütterung	
– zu Düngerfragen	
– zur Viehversicherung	
Aktivitäten des Vereins	57
Viehhaltung	71
Blütezeit und Niedergang des Rebbaues	71
Von der Sichel zum Mähdrescher	74
Landwirtschaft in Schlieren 1990	78
Schlusswort	78

Vorwort

Landwirtschaftlicher Verein Schlieren 1893–1993

Auf das 100-Jahr-Jubiläum des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren hat sein Präsident Ruedi Weidmann die Vereinsgeschichte für die Mitglieder aufgearbeitet. Der Inhalt ist so interessant geworden, dass wir ihn als Teil dieses Jahrheftes einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen wollen. Zusammen mit dem Autor haben wir den Text ergänzt und illustriert.

Seit der ersten Erwähnung von Schlieren im Jahre 828 haben während über 1000 Jahren fast ausschliesslich Bauern hier gelebt. In den letzten 100 Jahren sind sie zu einer Minderheit von wenigen Promillen der Bevölkerung geworden. Ein grosser Teil unserer Einwohner hat aber von seinen Vorfahren in der Schweiz oder im übrigen Europa bäuerliches Blut mitbekommen. Wir sind deshalb überzeugt, dass die nachfolgenden Aufzeichnungen über die Schlieremer Landwirtschaft das Interesse vieler Schlieremer finden werden. Wir danken dem Verfasser Ruedi Weidmann herzlich für seine grosse Arbeit.

Schlieren, Dezember 1996

Arbeitsgruppe Ortsgeschichte und
Vereinigung für Heimatkunde
Heinrich Meier, Präsident

Rückblende auf die Vereinsgeschichte

Die Schweiz, das Land der Vereine!

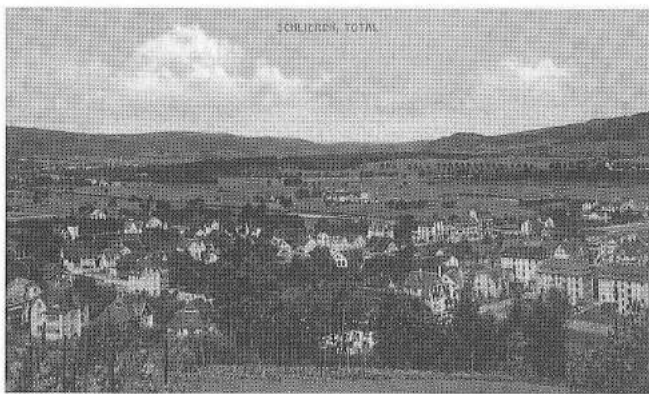
Als im Jahre 1848 die neue Bundesverfassung Wirklichkeit wurde, bedeutete das einen massgebenden Schritt Richtung Demokratie (Volksherrschaft). Viele Vereinsgründungen fallen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Sammlung Gleichgesinnter in einem Verein hat schon damals dazu gedient, das Demokratieverständnis zu üben und zu festigen.

Ein paar wahllos herausgegriffene Beispiele sollen die Zeit des Umbruchs im Jahre 1893 illustrieren:

- Erste Eingemeindung in der Stadt Zürich
- Gründung des Samaritervereins Schlieren
- Grundlegende Erneuerung der Wasserversorgung in Dietikon
- Gründung des nordostschweizerischen Schwingerverbandes und erster Brünigschwinget
- Einführung der bernischen Kantonsverfassung
- Eröffnung der Stanserhornbahn

Bei den erdverbundenen Bauern, die schon vom Beruf her eher am Hergebrachten festzuhalten pflegen, brach der «Bann» am 11. Februar 1893:

Gemeinderat Jean Locher, Kirchenpfleger Albert Müller und Volksschullehrer Jakob Leemann hatten die Schlieremer Bauern zusammengerufen. Von den etwa 80 Eingeladenen folgten deren 25 der Zirkulareinladung ins Schulhaus an der Badenerstrasse (siehe Bild auf Seite 17).



*Schlieren im Jahr 1902 vom Gugel aus.
Beidseits des Fotografen stehen Reben.*

Die Protokolle der Gründungszeit bestechen allein schon durch die schöne Schrift, legen aber auch Zeugnis ab von Unternehmungsgeist und Wissensdurst. Bereits am 4. Juni 1893 wurde der Leiter der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof, Ing. agr. J. Fluck verpflichtet, zum herrschenden Futtermangel einen Vortrag zu halten. Im Jahre 1893 genügten ein extrem trockener April und Mai, dass in der Schweiz zwanzig Prozent der Viehbestände liquidiert werden mussten. (Der «Strickhof» war als erste Landwirtschaftliche Schule der Schweiz im Jahre 1853 in Zürich-Irchel eröffnet worden und wurde 123 Jahre später, also im Jahre 1976, nach Eschikon-Lindau verlegt.)

In der Folge hat der Landwirtschaftliche Verein Schlieren (LVS) alle Krisen- und Kriegszeiten überdauert, wobei die ursprüngliche Zweckbestimmung immer im Vordergrund stand. Aus den Protokollen ist nicht ersichtlich, ob zur Gründungszeit in Schlieren ein Strickhof-Schüler an den ersten Versammlungen teilgenommen hat; heute aber sind unsere Bauern alle gründlich ausgebildet (allerdings zählt Schlieren gerade noch 17 Bauern und Bäuerinnen auf sieben Betrieben; vier davon mit eidg. Meisterdiplom).

Das «Gesicht» der Landwirtschaft hat sich in den vergangenen 100 Jahren grundlegend verändert. Zur Gründungszeit standen kaum mehr als zwei bis drei Kühe in den dunkeln Ställen der 68 Häuser mit 139 Haushaltungen. Insgesamt sind 1888 bei der Volkszählung 766 Einwohner gezählt worden. Nutzungsberechtigte am Bürgerland im «Rohr», stimmberechtigte Bürger über 20 Jahre, zählte man deren 141; davon 43 mit Namen Bräm / 21 Meier / 17 Rütschi / 15 Lips / 13 Hug / 10 Hollenweger / 9 Locher / 5 Haupt / 3 Burkhard / 3 Müller und je einen Schüep und Wismer (diese Zahlen sind dem Jahrbuch 1959 der Vereinigung für Heimatkunde entnommen).

Leider ist es nicht gelungen, sämtliche Jahrgänge der LVS-Mitglieder zu finden; kein Wunder, denn bei den vielen gleichlautenden Familiennamen ist eine genaue Bestimmung kaum mehr möglich. Die vorliegende Jubiläumsschrift kann immerhin die bäuerliche Vergangenheit in Erinnerung rufen, die «gute alte Zeit», welche so gut auch nicht gewesen zu sein scheint!

Beim Durchkämmen von 200 Vereinsprotokollen zeigte sich, dass die Themen weitgehend von Geldknappheit bestimmt sind. Auch personelle Querelen zwischen den massgebenden Geschlechtern haben ihre Spuren hinterlassen. Drastisch wird der Wandel der Zeit vor Augen geführt:

Der Bauer hat sich vom reinen Selbstversorger zum Unternehmer entwickelt. Als Beispiel sollen folgende Zahlen aus dem Jahre 1860 dienen: Damals zählte das Bauerndorf 81 Landwirte, 9 Schneiderinnen und Schneider, 6 Wirte und 6 Schuster, 3 Wagner, je 2 Bäcker, Stoffhändler, Küfer, Maurermeister, Metzger, Spezereiwarenhändler und je einen Branntweinbrenner, Bürolisten, Müller, Schmied, Schreiner, Seiler und Tierarzt. Demnach haben die Bauern 65 % der erwerbstätigen Einwohnerschaft gestellt. Heute liegt das Verhältnis gesamtschweizerisch bei 4 % Bauern; in Schlieren gar bei 0,17 %, also siebzehn Bauern auf 10 000 Berufstätige.

Bemerkenswert sind die 6 Schuster: Die Schuhe wurden am Ort gefertigt, man bewegte sich vorwiegend zu Fuss. (Die erste Eisenbahn der Schweiz, die Spanisch-Brötli-Bahn von Zürich nach Baden, war 1847 in Betrieb genommen worden).

Protokoll
des
Landwirtschaftlichen Vereins
Schlieren.

Gründung des Vereins.

Samstag 11. Febr. 1893 versammelten sich infolge I. Gründung
einer ergangenen Zirkulareinladung 25 Männer
& Jünglinge im Schulhaus zur Gründung eines
Landwirtschaftlichen Vereines Schlieren.

Nachdem ~~der~~ einladende Herr Jean Locher Gemeinderat
den Anwesenden nochmals in kurzen Worten
Zweck & Nutzen eines solchen Vereines auseinander
gesetzt, schritt die Versammlung zur Wahl eines
Vorstandes. Als solcher wurden gewählt die Hrn:

Jean Locher Gemeinderat mit 24 Stimmen	II. Vorstand
Albert Müller Kirchenspflieger - 24 "	
Jak. Leemann Lehrer - 24 "	

& denselben freigestellt die Geschäftsverteilung unter
sich vorzunehmen.

Als Rechnungsrevisoren wurden gewählt die Hrn: III. Revisoren.
Stephan Meier Rifer & Jacques Haupt. mit 24 Stimmen.

Der Vorstand erhielt den Auftrag, bis zum 15. Febr. IV. Statutenentwurf.
einen Statutenentwurf auszuarbeiten & der Versam-
lung vorzulegen.

Vorstandssitzung Montag 13. II 93.

Am 13. Febr. versammelten sich die 3 Vorstandsmit-
glieder bei H. Gemeinderat Jean Locher.

Dabei wurden zunächst der Vorstand wie folgt
constituirt: Hr. Locher Präsidium

J. Leemann	Vizepräsidium & Aktuar
" Müller	Quästor.

Die schon vorliegenden Statuten wurden nach ihren Paragraphen durchgenommen & beschlossen, dieselben mit wenigen Abänderungen & Zusätzen dem Vereine zur Annahme vorzuliegen.

Versammlung Mittwoch 15. II. 93.

1. Das Präsidium teilte den Versammelten die vorgenommene Geschäftsverteilung im Vorstand mit, welche ohne Einwand genehmigt wurde.
2. Die vorliegenden Statuten wurden nach reger gewalteter Diskussion angenommen.
3. Der Vorstand wird beauftragt, möglichst rasch für Beschaffung von Kunstdünger & Sämereien besorgt zu sein.
Um den Düngerhandel auf sichere Grundlage zu stellen wird beschlossen, dass alle Mitglieder, die auf Credit beziehen, ihren Betrag dem Verein verbürgen müssen.
4. Der Vorstand erhält die Bewilligung der „Gürcher Bauer“ auf Kosten des Vereins in einem Exemplar zu beziehen.

Statuten

des

Landwirt. Vereins Schlieren

(Gemäss Titel XXVII des eidgenössischen Obligationenrechtes
eingetragene Genossenschaft.)

I. Gründung, Firma & Sitz.

§ 1.

Unter dem Namen „Landwirtschaftlicher Verein Schlieren“ besteht auf unbestimmte Zeit eine landwirtschaftliche Genossenschaft mit Sitz in Schlieren.

II. Zweck.

§ 2.

Zweck der Genossenschaft ist: Hebung der Landwirtschaft von Schlieren. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sollen dienen:

- a) Genossenschaftliche, billige Beschaffung von Sämereien, Kunstdünger, Geräten & anderen Bedürfnisse der Landwirtschaft.
- b) Gemeinschaftlicher Verkauf landwirtschaftlicher Produkte
- c) Hebung allgemeiner & speziell beruflicher Bildung ihrer Mitglieder durch Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen, Besprechung von landwirtschaftlichen Zeitfragen & Verbreitung geeigneter Schriften.
- d) Veranstaltung oder Unterstützung von praktischen Versuchen, Lehrkursen & Ausstellungen.
- e) Ausflüge zur Besichtigung rationell betriebener Gewerbe.

III. Mitgliedschaft

§ 3.

Zum Eintritt in die Genossenschaft ist jeder im bürgerlichen Rechten & Ehren stehende Einwohner der politischen Gemeinde Schlieren & Umgebung berechtigt. Durch Aufnahmebeschluss der Genossenschaft & mit dem Zeitpunkt eigenhändiger Unterschrift der Statuten wird die Mitgliedschaft erlangt.

§ 4.

Jedes Mitglied bezahlt einen Quartalsbeitrag von 50 Rappen. Wer unentschuldig von Vereinsversammlungen wegbleibt, bezahlt eine Fausse von 20 Rappen. Von Bussen befreien: 1/ Krankheit, 2/ Militärdienst, 3/ Abwesenheit von mehr als einem Tag 4/ Amtsgeschäfte.

§ 5.

Die Mitgliedschaft erlischt durch:

- a) Schriftliche Austrittserklärung bez. Abschreibung im Handelsregister.
- b) Beschluss der Genossenschaftsversammlung.
- c) Verlust des Aktivbürgerrechts.

Das ausscheidende Mitglied (bez. seine Erben) hat keinen Anspruch auf das Genossenschaftsvermögen.

§ 6.

Jedes Mitglied ist verpflichtet, den Statuten, den

Beschlüssen der Genossenschaftsorgane & den Interessen der Genossenschaft überhaupt nicht zuwider zu handeln & haftet solidarisch mit seinem Vermögen für die von der Genossenschaft rechtskräftig übernommenen Verpflichtungen, soweit das Vermögen derselben nicht hinreicht. Mitglieder, die ihren Verpflichtungen gegenüber dem Verein nicht nachkommen, können ausgeschlossen werden.

IV. Organisation

§ 7.

Die Organe der Genossenschaft sind:

- a) die Generalversammlung
- b) der Vorstand
- c) die Rechnungsprüfungs-Commission.

§ 8.

Die Mitglieder versammeln sich in der Regel alle drei Monate. Erscheint es notwendig, so kann die Genossenschaft durch Beschluss des Vorstandes oder auf Verlangen von $\frac{1}{10}$ der Mitglieder in ausserordentlicher Weise zu einer Versammlung einberufen werden.

Die erste Versammlung im Jahr ist Hauptversammlung. In derselben werden folgende Geschäfte behandelt:

- a) Allfällige Revision der Statuten.
- b) Abnahme der Jahresrechnung & des Jahresberichtes
- c) Wahl des Vorstandes & der Rechnungsprüfungs-

Comission.

d) Festsetzung der Entschädigungen sowie allfälliger Kauttionen solcher Personen, welche für die Genossenschaft handeln oder verwalten.

Die Wahlen geschehen durch geheime Abstimmung.

S 9.

Der Vorstand besteht aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, der zugleich Aktuar ist, & aus einem Kassier.

Er wird auf die Dauer von einem Jahr gewählt & leitet die Genossenschaft nach Gesetz & Statuten, vollzieht die Beschlüsse der Versammlung & ist für regelrechte Geschäftsführung verantwortlich. Namens des Vorstandes zeichnet der Präsident mit dem Aktuar kollektiv.

S 10.

Dem Vorstand liegt ferner ob:

- a) die Einladung zu allen Versammlungen & die Leitung derselben durch seinen Präsidenten oder Stellvertreter.
- b) die Vorberathung der Geschäftsgegenstände, die Antragstellung & Festsetzung der Tagesordnung für die Versammlungen.
- c) die Einleitung & Durchführung des An- & Verkaufes von Waren & Produkten. Zu letzterem Zwecke kann dem Vorstand eine Commission beigegeben werden, um ihm seine Aufgabe

etwas zu erleichtern.

§ 11.

Eine Rechnungsprüfungs-Commission von zwei Mitgliedern hat die Jahresrechnung samt Belegen zu prüfen & darüber Bericht zu erstatten.

Dieselbe ist befugt, jederzeit von Büchern & Kassa Einsicht zu nehmen & als kontrollierende Instanz die ganze Geschäftsführung des Vorstandes zu überwachen.

§ 12.

Aus den Provisionen, die auf gekauften oder verkauften Waren gemacht werden, soll, soweit dieselben nicht zur Deckung entstandener Geschäftskosten Verwendung finden, ein Reservefond zur Deckung allfälliger Risiken gebildet werden. Ein direkter Gewinn für die Genossenschaftler ist nicht beabsichtigt.

V. Statutenänderung, Auflösung & Liquidation

§ 13.

Beschlüsse betr. Statutenänderung oder Auflösung & Liquidation der Genossenschaft erfordern zu ihrer Gültigkeit die Zustimmung von zwei Drittel sämtlicher Mitglieder. Sind an der betreffenden Generalversammlung weniger als zwei Drittel der Mitglieder vertreten, so muss innerhalb 4 Wochen eine ausserordentliche Generalversammlung unter ausdrücklicher Bezeichnung des betr. Traktandums einberufen werden, in welcher dann die zwei Drittel.

Mehrheit der anwesenden Mitglieder entscheidet.

§ 14.

Ein bei Auflösung der Genossenschaft allfällig vorhandenes Vermögen wird soweit nötig liquidirt & darf nur zu den in § 2 angegebenen Zwecken verwendet werden. Dasselbe ist daher einer öffentlichen Gutsverwaltung der Gemeinde Schlieren zur Verwaltung zu übergeben, bis sich wieder eine Genossenschaft mit Verfolgung ähnlicher Zwecke gegründet hat.

VI. Schluss.

Diese Statuten sind in der Versammlung vom 15. Februar 1893 von derselben genehmigt worden.

Schlieren 1. März 1893.

Der Präsident:
Joh. Lacher

Der Aktuar:
Jakob Leemann



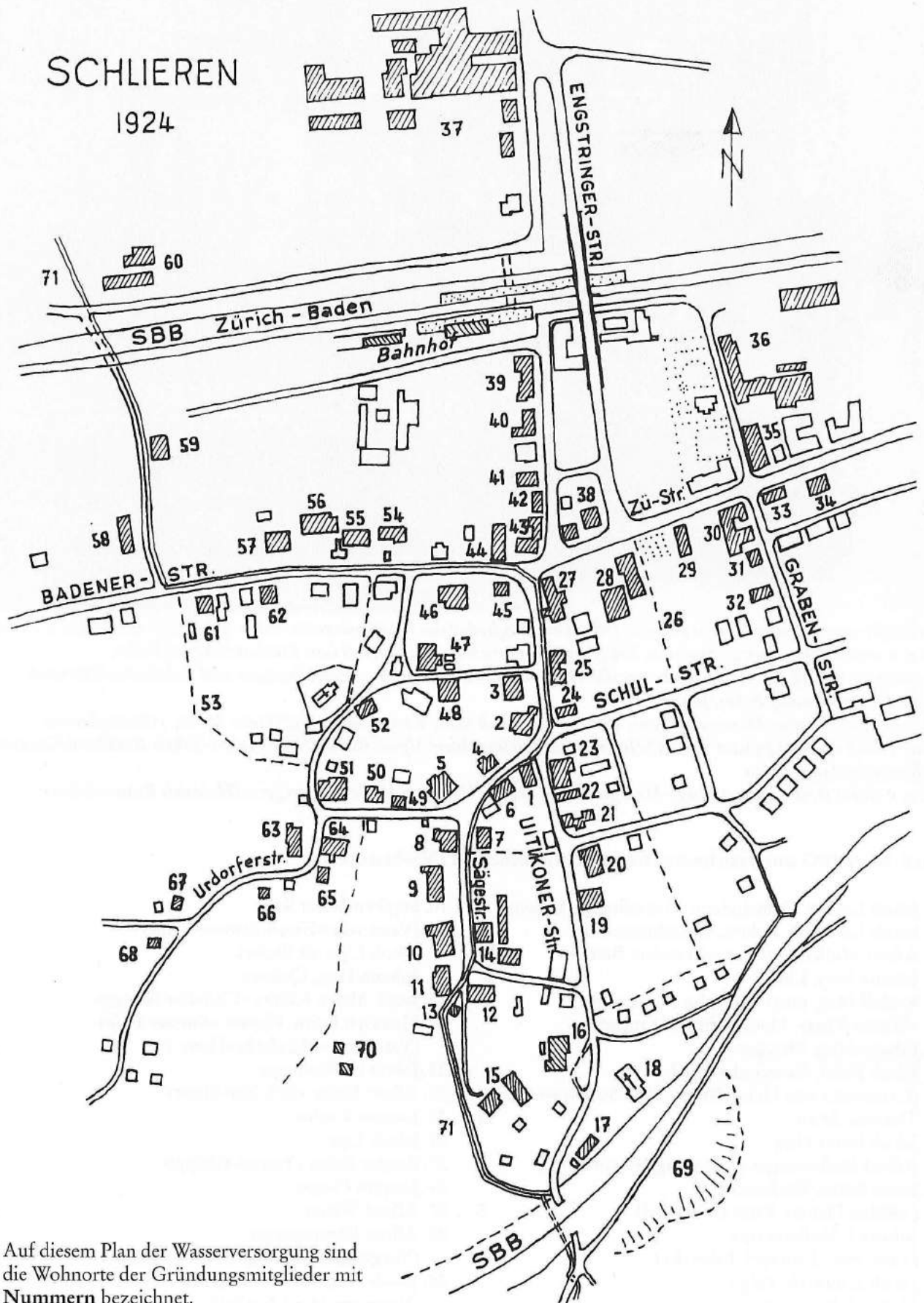
Der Schlieremer Knabenverein im Jahr 1906. Die Mitglieder des Knabenvereins traten später fast alle in den LVS ein.
V.l. n. r. erste Reihe: Gustav Simmen, Briefträger/Heinrich Bräm, Jägers/Hans Bosshard/Alfred Bräm, Strassenmeister/Alfred Meier, Rechnungsführer/Ernst Frey, «Biswind», Sägereibesitzer und Fuhrhalter/Heinrich Bräm, Heizer/Rudolf Bräm, Jägers
V.l. n. r. zweite Reihe: Hermann Bräm, «Stüssi»/Heinrich Gut, Wirt z. Alten Post/Hans Meier, «Gmeindamme-Hans», 1913 – 1944 Quästor des LVS/Jean Bräm «Uelibüebli»/Alfred Bräm «Stüürmeier»/Jakob Burkhard/Gustav Hollenweger/Hans Bräm
V.l. n. r. dritte Reihe: Albert Hug «Metzger-Huge-Bädi»/Heinrich Müller «Metzgers»/Heinrich Bräm «Stüssi».

Am 8. März 1893 unterzeichneten folgende Mitglieder die LVS-Statuten:

1. Jakob Locher, Gemeinderat, Gründungspräsident		16. Stephan Meier Sohn	
2. Jakob Leemann, Lehrer, Gründungsaktuar		(Vater von «Gmeindamme-Hans»)	49
3. Albert Müller, Quästor «sHansiere Berdi»	57	17. Jakob Lips, alt Weibel	2
4. Johann Frey, Linde	27	18. Johann Hug, Quästor	
5. Rudolf Hug, unter der Bahn (Vater von «Wasser-Hug», Haus steht nicht mehr)		19. Jacob Meier, Küfers «Chüeffler-Schaggi»	
6. Johann Hug, Metzger		20. Heinrich Bräm, Förster «Forster-Heiri»	
7. Jakob Bräm, Gemeindeschreiber		(Vater von «Händsche-Hans»)	51
8. Theodor Bräm	11	21. Jakob Hollenweger	
9. Jakob Bräm-Hug		22. Albert Meier «Höckler-Meier»	62
10. Alfred Hollenweger (heute Engstringerstr. 10)		23. Jacques Locher	
11. Jacob Bräm, Wegknecht		24. Jakob Lips	
(«Stülze-Heiris» Vater im Winkel)	5	25. Kaspar Bräm «Tunnel-Chäppi»	17
12. Johann J. Hollenweger		26. Jacques Haupt	9
(Vater von «Hanopel-Babettli»)	1	27. Alfred Wetter	56
13. Jakob Zimmerli, Zelgli		28. Albert Ehrensperger	
14. Heinrich Bräm-Stüssi		(Vorgänger von «Sagi-Frey/Biswind»)	13/14
(Bruder von Rud. Bräm, Wegknecht)	58	29. Jakob Hug, im Kessler (jetzt Heimeliweg)	
15. Rudolf Bräm, alt Wegknecht	51	(Vater von Heiri Korber)	
		30. Jakob Müller (Bruder von Albert)	57
		31. Julius Bräm *1852 Vater von «Schlosser-Friedel»	23

SCHLIEREN

1924



Auf diesem Plan der Wasserversorgung sind die Wohnorte der Gründungsmitglieder mit Nummern bezeichnet.

32. John Rüttschi *1862 Amerika-Bericht, alter Zürichweg 59, zuvor	20
33. Pr. Tschudi, Direktor (Peter Tschudi, erster Waisenvater der Pestalozzistiftung, 1867–1893 tätig)	
34. Hans Tschudi	
35. Eduard Geistlich *1856	37
36. Arnold Bosshardt	
37. Heinrich Aeberli	
38. Heinrich Lips-Hotz *1840, im Berg	
39. Heinrich Vogel *1853	
40. Albert Bräm *1853	51
41. Jean Wismer *1862, Gemeindepräsident, Zwiegartenstr.	
42. Konrad Gut *1849, alte Post	38
43. Rudolf Hollenweger *1874	46
später eingetreten:	
Kaspar Bräm-Rüttschi	
Johann Bräm-Giesser	
Alfred Hug *1877 «Ile-Hug»	28
Johann Meier «Adli-Schang»	64
Heinrich Meier *1867 «Zivil-Meier»	61
Jakob Burkhard	47
Eduard Tobler-Vogt *1873	
Gottfried Schaffner *1860	
Theodor Haller *1881 im Feld	
Albert Bräm *1881 «Steuer-Meier»	6
Hans Meier *1880 «Gmeindamme-Hans»	49
Heinrich Bräm Sohn *1878 «Heizer-Heiri»	8
Heinrich Bräm, Gemeindeschreibers,	29
Josef Styger *1857 «Mühle»	15

PROTOKOLLAUSZÜGE

Versammlung Sonntag 4. Juni 1893 in der Lilie.

Traktanden: 1.) Bezug der Beiträge.

2.) Mitteilung betr. Geräte.

3.) Anfrage betr. Bestellung von
Gyps & Spritzmaterial.

4.) Vortrag von Herrn J. Fluck, Lehrer im
Strickhof über: Kraft- & Ersatzfutter in
Rücksicht auf den gegenwärtigen Futter-
mangel.

1.) Der Quästor bezieht die Beiträge für das 2. Quartal.

2.) Der Quästor teilt mit, dass die bestellten Geräte bei
ihm gegen bar abgeholt werden können.

3.) Das Präsidium fragt an, ob der Verein gemeinsam ein
grösseres Quantum Gyps beziehen wolle.

Es wird beantragt, der Vorstand solle zu Händen der
Mitglieder & auch Nichtmitglieder Bestellzettel
anfertigen, & darin sowohl Bestellungen auf Gyps als
auch solche auf Spritzmaterial entgegennehmen.

4.) Vortrag von Herrn Fluck: Der Vortragende weist
einleitend darauf hin, wie die Viehzucht & spez. die
Milchwirtschaft der Hauptideberbszweig unserer
Landwirte geworden ist & dass es sich vor allem darum
handle, den Viehstand möglichst vorteilhaft durch
den Winter zu bringen. Er rät davon ab, den Vieh-
stand allzustark zu vermindern & besonders sei das
Augenmerk auf die Nachzucht zu richten, da einen-
teils zu starke Verminderung des Viehstandes die
Fleischpreise drücke, andernteils aber das im Frühling
zu kaufende Nutzvieh sehr hoch im Preis werde &
somit der Landwirt doppelt in Schaden komme.

Hinwiederum könne es sich nicht nur darum handeln,
das Vieh notdürftig durchzubringen, sondern es soll so gefüt-
tert werden, dass es noch etwas leisten kann, dass es uns
nützt, sei es durch Arbeit, sei es durch Milch oder Fleisch.
Dieser Zweck ist zu erreichen mit dem vorhandenen Grün-
futter unter Zuhilfenahme von Kraft- & Ersatzfutter-
mitteln. Als Ersatzfutter kommt zuerst in Betracht das
Weisstroh. Dieses darf dieses Jahr nicht als Streumittel
verwendet werden, sondern es sind zu diesem Zwecke
«Sägespäne» Torfstreu & dgl. Stoffe zu verwenden.

Bei der Verwendung der Kraft- & Ersatzfuttermittel ist
in Rücksicht zu ziehen 1) ihr Nährgehalt und 2) ihr Preis.
Bei der Ernährung des Tieres sind die drei Hauptnährstoffe:
Eiweiss, Fett & Kohlenhydrate massgebend, welche das
Tier in bestimmtem Gewichtsverhältnis je nach seinem
Lebendgewicht erhalten muss. So wenig als Stroh einerseits
können Kraftfuttermittel andererseits für sich allein das Tier
richtig ernähren. Stroh ist zu nahrungsarm d. h. man müsste
dem Tier zu viel geben, während das Kraftfutter allein als
zu gehaltreich den Magen des Tieres nicht gehörig füllt.
Richtig ernährt ist das Tier bei richtiger Mischung beider
Nahrungsmittel. Auf 500 kg Lebendgewicht bedarf ein
Tier 2,5 Pfund Fett & 24 Pfund Kohlenhydrat, die zusam-
men den Magen füllen müssen.

Heu enthält viel Fett, Stroh wenig. Darum passen
Stroh & ein Kraftfutter zusammen. Indessen empfiehlt der
Vortragende mit dem Verfüttern des Strohs nicht zu eilen,

sondern so viel wie möglich Gras zu verwenden, da der Emdet vielleicht günstiger ausfällt.

Erst wenn das Gras nicht mehr in genügender Menge vorhanden ist, soll zu Stroh & Kraftfutter gegriffen werden. Auf dem Markte sind angeboten & erhältlich:

- 1). Ölkuchen: als Sesam-, Erdnuss- & Palmkuchen. Sie enthalten sehr viel Fett & Eiweiss & sind als Nebenprodukte der Ölindustrie billig. Sie sind erhältlich bei Dinner & Cie Marseille, G. Schäffer Zürich, Uttinger Zug, Öffinger Unterstrass, Stürzinger Frauenfeld. (Gehalt & Preis siehe Kalender für den Zürcher Bauer.)
- 2). Getreidemehl: als Weizen- & Maismehl. Letzteres ist vorzuziehen, da es bei gleichem Nährstoffgehalt bedeutend billiger; aber Getreidemehl wird besser verdaut.
- 3). Kopfmehl bei Häberli Löwenstrasse 38 Zürich. Ebenso kann, wenn billig erhältlich, Malz & Krüsch zum Füttern verwendet werden.

Zubereitung der Futtermittel: Stroh & ein Teil des Grases (besonders grobes aus Baumgärten) wird geschnitten & vor der Fütterung innig gemischt; den übrigen Teil gibt man lang. Ölkuchen muss mit dem Brecher (Preis 100–150 Fr.) vorerst gebrochen werden. Futtermehl gibt man zum Anfang der Fütterung nachdem man es zur Verhütung des Verstäubens etwas mit Salzwasser befeuchtet hat. Man gibt etwa 20–25 gr. Salz per Stück Grossvieh. Es soll möglichst trocken gefüttert werden. Hierauf wird getränkt & zuletzt noch etwas langes gegeben. Mit mittelgrossen Mengen Gras, Stroh & Kraftfutter kann man eine vollständig richtige Ernährung geben.

Tiere, die zur Aufzucht dienen, dürfen nicht knapp gefüttert werden, sonst können die sich nicht richtig entwickeln.

Generalversammlung

Sonntag 4. II. 1894 nachmittags 12¹/₂ Uhr in der Lilie Schlieren.

- Traktanden: 1. Verlesen des Protokolls
 2. Abnahme der Rechnung pro 93.
 3. Vorstandswahlen & Wahl zweier Rechnungsrevisoren.
 4. Düngerfrage
 5. Verschiedenes
 6. Vortrag von Dr. Grete über das Thema: Natur & Kunstdünger & seine Verwendung.

Als Stimmzähler werden gewählt einstimmig:

1. Herr Jakob Meier Küfers
2. Herr Jakob Locher a. C. B.

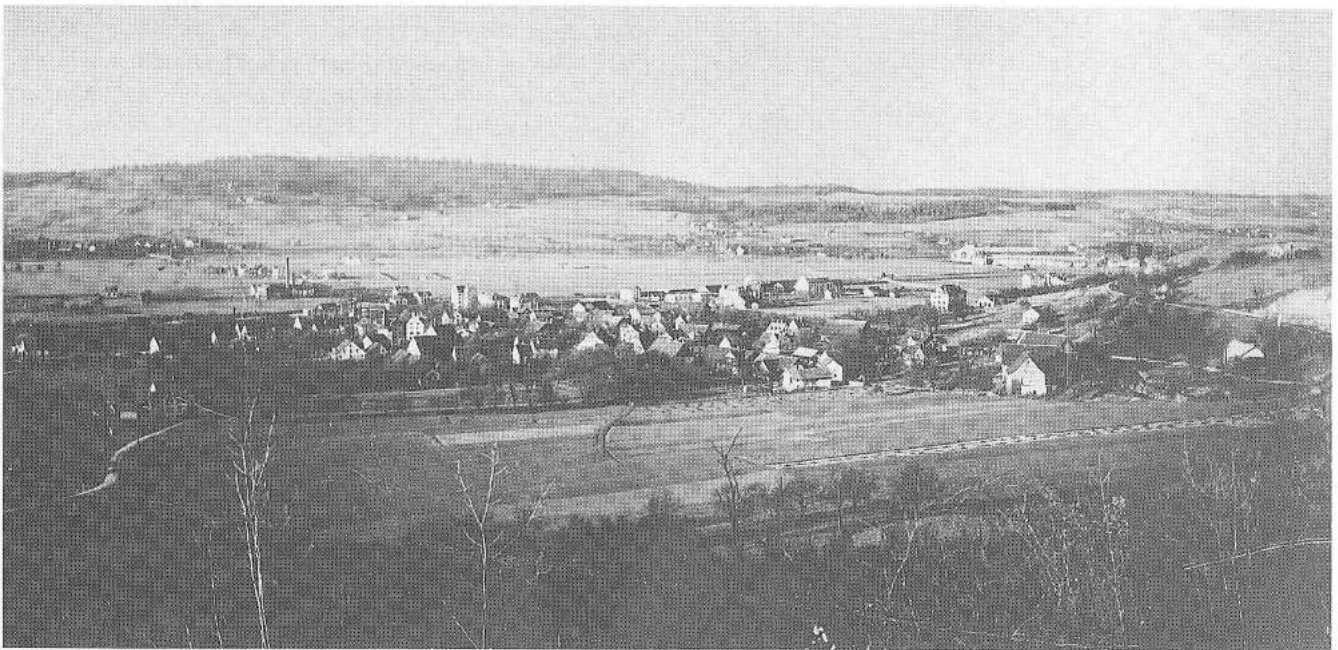
Anwesend 27 Mitglieder.

1. Das Protokoll vom 11. Nov. 93 wird verlesen & genehmigt.
2. Die Vereinsrechnung pro 93 wird titelweise verlesen.

Dieselbe zeigt:

Einnahmen	Frk 5'307.75
Ausgaben	Frk 5'205.99
Vereinsvermögen auf Ende 93	Frk 101.76

Laut schriftlichem Bericht der Revisoren wünschen dieselben in einzelnen Posten eine andere Anordnung, was jedoch der arithmetischen Richtigkeit keinen Eintrag tut. Infolge mündlicher Beifügung eines Revisors ist bei den Ausgaben der Posten von 1 Frk. für Rechnungsstellung zweimal verausgabt, hat demnach in nächster Rechnung wieder in den Einnahmen zu erscheinen.



Schlieren, ca. 1900

Standort des Photographen: «Känzeli», Blick Richtung Nord-Osten über das Hofacker- und Kampgebiet. Über der Oberen Mühle im Hintergrund das Gaswerk.

Die Misthaufen auf den Äckern wurden im Herbst, Winter und Frühjahr ausgeführt und hernach von Hand gezettelt.

3. Vorstandswahlen:

- a) Als Präsident wird gewählt:
Herr Jacques Haupt mit 26 Stimmen
- b) Als Aktuar wird gewählt:
Jak. Leemann Lehrer mit 26 Stimmen
- c) Als Quästor wird gewählt:
Herr Albert Müller mit 26 Stimmen
- d) Als Rechnungsrevisoren werden gewählt:
1. Herr Steph. Meier Sohn mit 26 Stimmen
2. Herr Rud. Hug, bf.d.Bahn mit 26 Stimmen

- 4. Das Präsidium fragt an wie es mit dem Bezug des Kunstdüngers gehalten werden solle. Es wird beschlossen, wie letztes Jahr den Mitgliedern Bestellscheine zuzuschicken & das weitere dann dem Vorstand zu übertragen.
Auf Anregung eines Mitgliedes wird folgender Beschluss zur Eintragung ins Protokoll gefasst:
Jedes Mitglied, das durch den Verein Dünger bezieht & an Nichtmitglieder abgibt, verfällt in eine Busse von 2 Franken.
- 5. Der Vorstand wird ermächtigt, behufs Cirkulieren lassen des Zürcherbauers eine genügende Zahl Mappen anzuschaffen.
- 6. Um den Mitgliedern Gelegenheit zu Samenbezug & allfällig zu Mehlbestellung zu geben, soll ihnen eine bezüg. Bestelliste zugesandt werden.

Vortrag von Herrn Dr. Grete über die Natur & Kunstdünger & ihre Verwendung

Einleitend bemerkt der Vortragende, wie nötig es sei, sich mit der Düngerfrage zu beschäftigen, resp. darüber klar zu werden, was für Dünger für ein Landstück oder eine bestimmte Pflanzenart erforderlich sei & wie derselbe am besten verwendet werde. Zum Thema übergehend, betont er, dass wissenschaftlich zwischen Kunst- & Naturdünger kein Unterschied besteht, da beide eben die Stoffe enthalten müssen, aus denen die Pflanze besteht. Sog. Naturdünger sind: Stallmist, Jauche, Kompost.

Die Pflanzen bedürfen zu ihrem Gedeihen:

- 1. Stickstoff (Dieser kommt in allen Pflanzen vor in Form von Eiweiss)
- 2. Phosphorsäure
- 3. Kali (Hauptbestandteil der Asche)
- 4. Schwefelsäure
- 5. Eisen (im Blattgrün)
- 6. Die luftförmige Kohlensäure findet & nimmt die Pflanze aus der Luft & bereitet daraus Zucker, Stärke & Holz. Ebenso ist in genügender Menge im Boden vorhanden: Schwefelsäure & Eisen, meistens auch Kalk & Magnesia. Mancherorts muss Kalk zugeführt werden z. B. in Form von Strassenstaub. Um einen Boden nach Kalk zu prüfen giesst man Schwefelsäure oder Essig darauf & es wird aus dem vorhandenen Kalk die Kohlensäure mit Brausen entweichen.

Die Phosphorsäure muss dem Boden in grossen Mengen gegeben werden, denn daran ist er im allgemeinen arm. Einzelne enthalten nur 0,04 % d. h. auf 10 kg Boden 1 gr. andere noch weniger & sehr selten steigt der Gehalt auf

0,2 %. Zudem findet sich dieser Düngstoff oft in schwer löslicher Gestalt oder ausser Bereich der Wurzeln. Sehr schwer löslich ist z. B. die Phosphorsäure im unaufgeschlossenen Knochen, dem phosphorsäuren Kalk. Die lösliche Form findet sich im Boden nur in kleinen Mengen & die Pflanze leidet deshalb daran Mangel ohne künstliche Zufuhr der löslichen Form.

Kali ist in den meisten Böden genügend vorhanden & in vielen Fällen ist Düngung damit nicht nötig. Kali bedürfen besonders Reben & Rüben & Bäume.

Stickstoff findet sich zwar in grosser Menge in der Luft (zu 4/5), allein er ist daraus nur den Schmetterlingsblütlern (Kleearten, Bohnen, Wicken) zugänglich.

Die häufigste Form in der der Stickstoff vorkommt, ist das Amoniak, das als flüchtiger Stoff dem Mist & der Gülle entweicht & diesen Düngstoffen den stechenden Geruch erteilt. Mit dem Regen & Schnee fallen per ha 12–14 kg per Jahr auf den Boden. Diese Mengen reichen für geringen Graswuchs aber nicht für richtige Kultur. In allen Fällen also, wo es sich nicht um die Schmetterlingsblütler handelt, muss man mit Stickstoff düngen. Getreide, Kartoffeln & Gräser sind für Stickstoff äusserst dankbar.

Da die Düngstoffe fast alle im Stallmist vorhanden sind, so ist Erzeugung desselben in grossen Mengen sehr wichtig. Allein der Stallmist enthält diese Stoffe nicht in dem Mengeverhältnis, wie die Pflanze ihrer bedarf, da ja das Tier, das den Mist erzeugt, die Nährstoffe zur Körperbildung, Milchproduktion & sw. zurückbehält. Indem man die Körner des Getreides verkauft & nur das Stroh in Form von Mist dem Acker wieder gibt, beraubt man den Boden der Phosphorsäure & muss dieselbe wieder ersetzen & ebenso gehts mit dem Stickstoff.

Alle pflanzlichen & tierischen Stoffe zersetzen sich unter der Einwirkung von Luft & Wasser. (Mist vermodert, fault, Gülle gährt & sf.) Bei diesem Vorgange aber geht ein Teil des Stickstoffes in Gestalt von Amoniak in die Luft verloren, während es doch den Pflanzen so dringend nötig wäre. Diesen Stoff dem Stalldünger zu erhalten ist also erste Pflicht & Sorge des denkenden Landwirts. Diese Konservierung geschieht vermittelt Streuen von Erde, Gyps, Kalisalpete, Kaïnit oder jedem beliebigen Superphosphat auf den Mist & mit flüssiger Phosphorsäure in die Gülle (Kaïnit darf mit den Hufen des Viehes nicht in Berührung kommen). Binden wir nur mit Gyps, Erde & Schwefelsäure, so halten wir wohl das Amoniak zurück, verwenden aber ein Superphosphat resp. flüssige Phosphorsäure, so geben wir dem Stalldünger damit zugleich noch die ihm so nötige Phosphorsäure; wir verbessern ihn also.

Die Stoffe des Düngerhandels.

- 1) Die Phosphorsäuredünger finden sich in der Natur roh als Gestein (Phosphorsaurer Kalk an der Lahn) & werden zum Düngzweck fein gemahlen. Rohphosphorite sind oft mit Eisen & Tonerde vermischt.
- 2) das französ. Phosphatmehl ist grau-grün & enthält 18 % Säure.
- 3) präpariertes Phosphatmehl gleich den vorigen.
- 4) Die Thomasschlacke ist ein Nebenprodukt bei der Eisenfabrikation.

Die ersten drei sind für den prakt. Landwirt so gut wie nichts wert, anders das Thomasmehl, das durch den Schmelzprozess, dem es ausgesetzt war, in Verbindung mit Feuchtigkeit & Luft leicht löslich wird. Für saure Wiesen sind Rohphosphate gut & billig. Aus den Rohphosphaten werden durch Aufschliessen mit Schwefelsäure die löslichen Superphosphate hergestellt.

5) Die Phosphorsäure der Knochen ist leichter löslich als bei den Rohphosphaten & doch werden auch die Knochen aufgeschlossen. Die Phosphorsäure aus Rohphosphaten & aus Knochen ist gleichwertig, hingegen hat erstere den Nachteil, dass, wenn die Rohphosphate schlecht bereitet werden, ein Teil der aufgeschlossenen löslichen Säure wieder zurückgeht d. h. unlöslich wird. Das gedampfte Knochenmehl muss aufgeschlossen werden. Es enthält wenig Stickstoff, ähnlich ist es mit dem rohen Perugano. (Teuer aber ausgezeichnet, wie Stallmist mit viel überschüssiger Phosphorsäure.) Knochenmehl & Perugano enthalten Stickstoff.

Der Wert des Stickstoffmaterials ist ein sehr verschiedener. Eines der geringsten sind: Wolle, Haare, altes Leder. Die Stoffe sind vor dem Gebrauch grosser Hitze auszusetzen oder fein zu mahlen.

Knochenstickstoff entsteht bei Zersetzung roher Knochen & ist dann leicht löslich. Dies geschieht an der Luft langsam, schnell aber beim Aufschliessen mit Schwefelsäure. Das schwefelsaure Amoniak enthält 20 % Stickstoff. Dieses Salz findet sich hauptsächlich in Mist & Gülle. Gibt man dazu etwas Kalk, so entweicht das Amoniak.

Man hat sich also zu hüten zu Mist & Gülle, die man mit Phosphorsäure etc. gebunden hat mit Thomasschlacke, Asche, Kalk, Strassenstaub zusammenzubringen.

Das Salpetersaure Amoniak findet sich im Chile-Salpeter mit 15 % Stickstoff. Korn & Weizen bestocken sich damit dick.

Kalisalze finden sich hauptsächlich 2 im Handel:

1. Der Kainit. Derselbe ist sehr zusammengesetzt & enthält neben Kalk & Schwefelsäure noch 12 % Kali; er findet gute Verwendung in Sandböden.

Das Chlorkalium enthält 50 % Kali.

Kali gebrauchen sehr viel Kartoffeln, Tabak, Reben.

Zum Schlusse betont der Vortragende, der Landwirt müsse hauptsächlich darauf trachten, durch Versuche seinen Boden genau kennen zu lernen, worauf es ihm dann möglich wird, die Dünger je nach Kultur selbst in richtigem Verhältnis aus den einzelnen Düngstoffen zu mischen, wodurch verhütet wird, dass Dünger als totes Kapital dem Lande zugeführt werden.

Nachdem das Präsidium dem Vortragenden den sehr belehrenden Vortrag verdankt, entspinnt sich eine kleine Diskussion, aus der hervorgeht, dass z. B. es hauptsächlich einseitige Düngung ist, die gewisse Unkräuter wie Löwenzahn, «Bangen» & sw. in vielen Matten so üppig gedeihen macht. Der Vortragende empfiehlt Behandlung der Gülle über den Winter mit Phosphorsäure & erst dann damit düngen, wenn der Boden offen ist.

Nach Schluss des Vortrages treten in den Verein ein die Hrn. A. Bosshard Berg Schlieren & H. Aeberli, wogegen austritt Hr. Jak. Meier Küfers.

Vortrag des Herrn Direktor Sutz Strickhof über «Die obligatorische Viehversicherung»

Sonntag, 12. August 1894, abends 7 Uhr im Schulhaus, anwesend 18 Mitglieder

Einleitend betont der Referent die grosse Wichtigkeit der oblig. Viehversicherung für den Landwirt; dann wirft er einen geschichtlichen Rückblick auf die Viehversicherung, beantwortet die Frage, ob dieselbe nötig sei, tritt dann auf die Art & Weise der Versicherung ein & beleuchtet zuletzt die Grundzüge des Gesetzes.

Das Altertum kennt die Viehversicherung nicht, dagegen stellten im deutschen Mittelalter die Zünfte Bestimmungen auf wegen Unterstützungen bei grossen Viehseuchen. Freiwillige Versicherungen entstanden anfangs voriges Jahrhunderts in Holland & England. 1765 befiehlt Friedrich der Grosse den Schlesiern die Viehversicherung gegen Rinderpest (Dauer bis 1842).

In der Schweiz besteht seit 1872 ein eidgen. Viehseuchengesetz, das aber nur Entschädigungen zusichert, wenn auf staatlichen Befehl Vieh wegen Lungenseuche, Rinderpest, Rotz abgetan oder wegen Verbreitung der Ansteckung Futter vernichtet werden muss. Neben diesen Versicherungen haben wir eine Reihe privater Versicherungen gegen die verschiedenen Unfälle. Grössere Viehversicherungsgesellschaften gibt es in der Schweiz nicht; dagegen versichern ausl. Gesellschaften schweiz. Vieh im Werte von etwa 3 1/2 Millionen Franken, d. h. nicht einmal 1 % des schweiz. Viehes. Seit 1892 hat Baselstadt eine oblig. Versicherung, die aber schlechte Ergebnisse macht, da alte, abgehende, abzehrende Kühe nicht ausgeschlossen sind.

Von den 400 freiwilligen Versicherungsgenossenschaften der Schweiz entfallen 135 auf den Kanton Zürich, wo einzig der Bezirk Horgen keine Genossenschaft besitzt.

Übergehend auf die Frage der Notwendigkeit der Viehversicherung betont der Referent, dass im Laufe der letzten 30 Jahre durch Vermehrung des Wieslandes, intensivern Futterbau die Zahl des zürch. Viehstandes bedeutend gewachsen, zugleich habe aber auch Qualität & Wert desselben bedeutend zugenommen. Mit der Steigerung von Zahl & Wert geht aber auch Hand in Hand die Gefahr, die den Viehstand bedrohen, wie Maul & Klauenseuche, Kalberfieber, Völle, Milzbrand, Rotlauf. Viel gefährlicher aber ist die Gefahr der Tuberculosis. (Perlsucht, finnis sein), die wie nachgewiesen, bei Genuss von roher Milch & schlechtgekochtem Fleisch sich auf die Menschen übertragen kann. Da diese Krankheit von den ausgewachsenen Tieren auf die Nachkommen forterbt, so ist begreiflich, dass ohne genügende Vorsicht das Übel immer weiter um sich greift, wie der Referent an amtlichen Erhebungen nachweist.

Der Staat hat die Pflicht für die Gesundheit seiner Mitglieder zu sorgen & muss dafür die nötigen Summen aussetzen. Der Bund hat nun zwar die Einbeziehung der Tuberculosis unter die Krankheiten des Viehseuchengesetzes abgelehnt, gibt aber an alle Kantone, welche die oblig. Versicherung einführen, den gleichen Beitrag wie der Kanton.

Übergehend zum Versicherungssystem betont der Referent, dass nur die oblig. Versicherung helfen könne, in dem sonst die vermöglichen Landwirte, wenn viel Schadenfälle

eintreten, wegbleiben & ebenso die armen, weil sie die Schäden nicht zu tragen vermögen. Ebenso hält es der Referent für untunlich, es den einzelnen Gemeinden zu überlassen, das Obligatorium zu beschliessen, da sonst leicht aus Gemeinden, die nicht versichert, abgehendes Vieh in erstere Gemeinden abgeschoben werden könnte. Das Gesetz sieht oblig. Gemeindeversicherungen vor mit freier Verwaltung durch die Gemeindegensenschaften. Dabei ist einheitliche Rechnungsstellung nötig & Feststellung des Viehwertes durch mindestens einmalige Schätzung des Viehes im Jahr. (Händler & grosse Züchtereien können ausgeschlossen werden.)

Im Schadensfalle werden 80 % des Schadens vergütet. Zum Schluss tritt der Referent noch auf die finanzielle Seite des Gesetzes ein.

Er rechnet 90 000 Stück Rindvieh (Pferde bleiben ausgeschlossen) (Schweine, Ziegen, Schafe müssen auf Verlangen des Besitzers aufgenommen werden.) im Werte von ca. 27 000 000 Fr. Bei 2 % Fällern ergibt sich 1 800 Stück mit 540 000 Fr. Schaden, davon trägt der Bund 40 % = 216 000 also bleiben dem Kanton noch 324 000 Fr. wovon 20 % oder 64 800 von den Versicherten & 259 200 vom Kanton zu decken sind. Rechnet man von 100 Fr. Schadenssumme $\frac{1}{2}\%$ = 50 Rp. so erhält man 135 000 Fr.; dazu kommen 12 000 Fr. vom Viehscheinstempel-Fond, 13 000 Fr. Zinsen desselben, so dass zur Deckung Bund & Kanton je 20 % oder 51 000 Fr. jährlich zulegen müssen.

Der Landwirt zahlt also nur 40 % der ganzen Summe. Zum Schlusse fordert der Referent nicht zur sofortigen Entscheidung sondern zur reiflichen Prüfung des äusserst wichtigen Gesetzes auf, das im Mai dem Volke zur Abstimmung vorgelegt wird.

Für richtiges Protokoll
Der abtretende Aktuar:

Jak. Leemann
Schlieren, 20.III.95.

AKTIVITÄTEN

1893

Herr Fluck, Lehrer an der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule Strickhof, hält einen Vortrag mit dem aktuellen Thema «Kraft- und Ersatzfutter mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Futtermangel».

Eine Wagenladung ausländisches Kopfmehl wird gekauft. 100 Kilogramm kosten Fr. 16.-. Zur Bezahlung wird bei der Zürcher Kantonalbank ein Darlehen in der Höhe von Fr. 1 550.- aufgenommen.

1894

Vortrag Dr. Grete über «Natur- und Kunstdünger und dessen Verwendung». Eine Mappe zur Zirkulation des Fachblattes «Der Zürcher Bauer» wird angeschafft.

Beim Ankauf von Futtermehl vergütet der Staat Fr. 2.75 pro 100 kg, insgesamt für Schlieren Fr. 250.-. Der gemeinschaftliche Ankauf eines Wassermotors wird angeregt. (Wurde später auf privater Basis realisiert.)

1895

Strickhof-Direktor Lutz referiert zur Einführung der obligatorischen Viehversicherung. Eine Volksabstimmung zu dieser Sache erfolgt im Mai 1895.

1896

Gemüsebaukurs mit Herrn Haug, Handelsgärtner im Hard. Ankauf von Gips zu Düngzwecken. Auch wird eine Wiesenegge angeschafft. (Die Wiesenegge diente zum Abschleppen der Wiesen im Frühling gegen Moos und Unebenheiten, verursacht durch «Maushaufen».)

1896

Die Viehversicherung Schlieren wird gegründet. Auch wird die Gründung eines «Consumvereins» angeregt. (Später nie realisiert; die Schlierener Bauern haben sich im Laufe der Zeit den umliegenden landwirtschaftlichen Genossenschaften Dietikon und Urdorf angeschlossen.)

1897

Vortrag von Forstmeister Kramer über «Rationellen Waldbau». Damals standen in Schlieren 115 Hektaren Genossenschaftswald und 50 Hektaren Privatwald, verteilt auf 40 Privatwaldbesitzer mit 487 Parzellen. Erstmals wurde vor 75 Anwesenden über eine Zusammenlegung gesprochen. (Gut Ding will Weile haben! Die Waldbesitzer folgten wohl zum Teil den Ratschlägen ihres Forstmeisters. Hingegen wurde eine Zusammenlegung, wie er sie empfohlen hatte, erst rund 80 Jahre später in Angriff genommen und zwischen 1981 und 1993 verwirklicht.)

100 Exemplare Vereinsstatuten werden gedruckt.

1900

Eine Steinwalze wird angeschafft. (Heute noch zu besichtigen vor dem Ortsmuseum an der Badenerstrasse 15.)

1901

Ein Fütterungskurs findet statt. Für die Vereinsbibliothek werden Fachbücher angeschafft.

1902

wurde Roggen an einen Müller namens Kern geliefert, welcher nie zahlte. Im Jahre 1903 wurde die Restanz von Fr. 564.– abgeschrieben.

1903

Kleesamen wird gemeinsam eingekauft.

Eine Volksabstimmung zum Zolltarif steht bevor. Die Einladungen zu den Vereinsversammlungen sollen jetzt nur noch über den «Zürcher Bauer» erfolgen. (Das Zeitungssystem hat sich allerdings nicht bewährt. Ab 1904 wird wieder persönlich eingeladen.) *(Die Abstimmung zum Zolltarif erhitzte auch die Gemüter der Schlieremer Bauern. Der Schweizerische Bauernverband hatte gegen diesen Tarif das Referendum ergriffen. Er wollte höhere Zölle für die Einfuhr von Schlachtvieh erwirken, dagegen aber gänzliche Zollfreiheit für Düngemittel, Getreide und Mehl. Der neue Zolltarif wurde in der Volksabstimmung klar angenommen.)*

1904

Die Klauenpflege wird obligatorisch erklärt. Unterlassungs-Sünder werden mit 30 Rappen gebüsst. Wiederum herrscht Futtermangel. 200 q Roggen-Körner werden gekauft.

Eine Diskussion über Düngerfragen ergibt die vorherrschende Meinung der Anwesenden, dass der Dünger

dem Händler mehr nütze als dem Bauern als Lebensmittel-Produzenten. Experten der Volkswirtschaftsdirektion sollen beigezogen werden.

1905

Heinrich Lips (Sohn) im Berg stellt während drei Jahren 600 m² Kulturland für Düngungsversuche zur Verfügung. Die Aufsicht dazu führt die Agrikulturchemische Anstalt in Zürich unter Leitung von Hr. Imhof, Lehrer an der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof, Zürich. Am 22. März 1905 wird ein entsprechender Vertrag beidseits unterzeichnet. (Ergebnisse dieses Versuches bleiben später aus.)

1906

Der geplante Buchhaltungskurs wird wegen Teilnehmermangel abgesagt. Die Rindertuberkulose ist zum ernsthaften Thema geworden. Rinder-TB kann auf den Menschen übertragen werden. *(Diese Krankheit gilt ab 1960 in der Schweiz als ausgerottet.)*

Roggen gemahlen kostet Fr. 18.50 und Roggen ganz 17.50 pro 100 kg.

1907

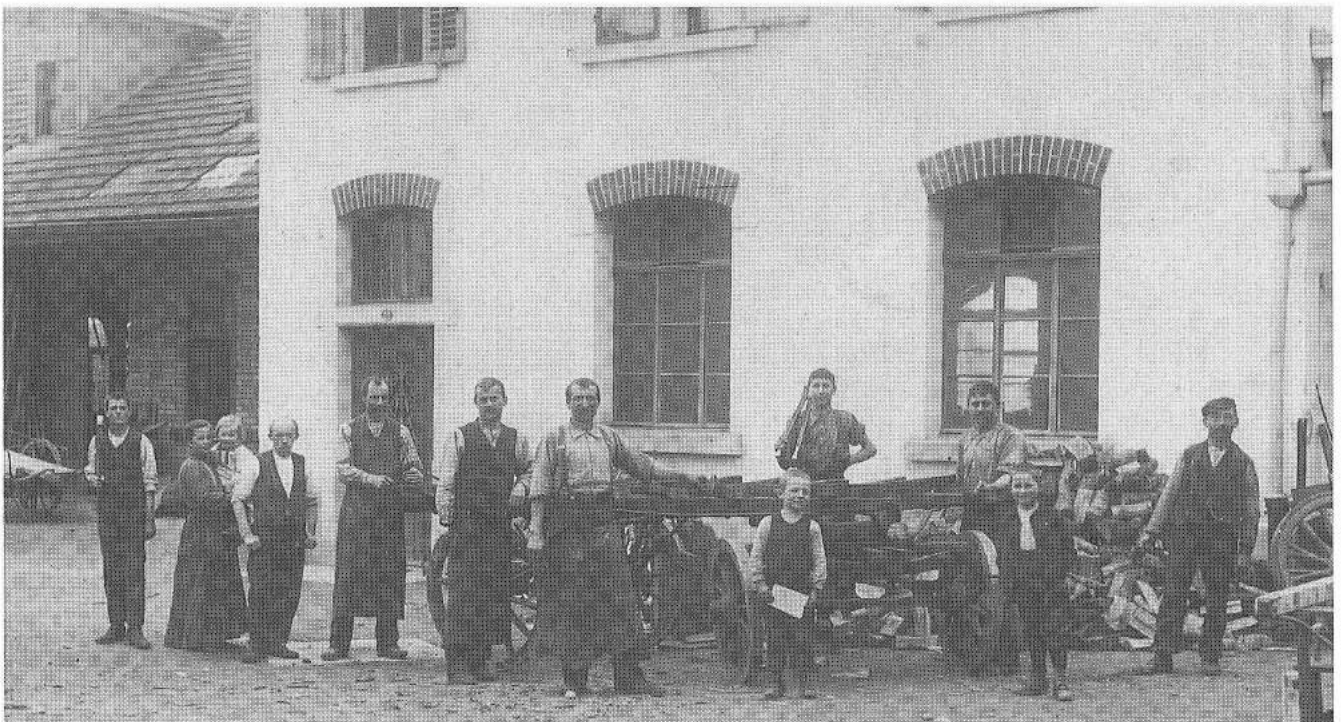
Dr. Witschi hält einen Vortrag über entfeuchtete Nahrungsmittel.



Kiesgrube Wetter ca. anno 1914 am alten Zürichweg. Im Hintergrund die Uitikonstrasse. Das Kies wurde von Hand aufgearbeitet und mit Zweispänner-Bennenwagen zu den Baustellen geführt.



Beachtenswert: Die Rebstöcke am oberen Rand der Kiesgrube im «Steinacker».



Wagnerei Kaufmann und Dorfschmiede Blöchle im Jahr 1912. Der Wagner, der Schmied und der Sattler haben sich im Dienste der Landwirtschaft bei der Herstellung und Reparatur von Geräten ergänzt. Auch das Beschlagen der Kühe und der Pferde gehörte zum Beruf des Schmiedes.

*V. l. n. r.: Willi Kaufmann, Wagner/Frau Heinzelmann mit Emmeli Blöchle/Schneidermeister Heinzelmann/Wagnermeister Josef Kaufmann/Sattlermeister Joggi Homberger/Schmiedemeister Fritz Blöchle/vorne die beiden Knaben Andreas und Fritz Blöchle/hinter dem Wagen Heinrich Weidmann *1895, Schmiede-Lehrling/daneben Georg Mayer, Schmiede-Geselle/und ganz rechts Hartmann Bräm, Gehilfe.*

1908

Ein Klauenpflegekurs wird durchgeführt, das entsprechende Werkzeug kann gekauft werden. (*Während Jahrhunderten dienten Kühe und Ochsen als Zugtiere. Beim täglichen Gebrauch auf der Strasse vor dem Wagen und im Feld vor dem Pflug nützte sich das nachwachsende Klauenhorn ab. Zugtiere wurden oft auch mit Klaueneisen versehen, ähnlich der Hufeisen für Pferde. Fehlt die natürliche Abnutzung, wachsen die Klauen in die Länge, so dass die Tiere selbst beim Stehen behindert sind. Regelmässige Klauenpflege ist heute eine Selbstverständlichkeit. Mit der der Bezeichnung IP (Integrierte Produktion) sind Richtlinien und Vorschriften entstanden, worin Weidgang und täglicher Auslauf für Stalltiere als zwingend bezeichnet sind!*)

Heinrich Lips erhält ein Diplom für seine sorgfältig geführte Buchhaltung. Die Gründung eines Landwirtschaftlichen Bezirksvereins wird zurückgestellt.

Ein Milchpreisabschlag wird diskutiert; der Milchverband Winterthur schlägt einen neuen Literpreis von 24 Rappen vor.

Bei der Sparkasse Limmattal werden Fr. 600.– zinsbringend angelegt.

Zwei Wagenladungen Thomasmehl Pt 18 % nebst 4000 kg Geistlich-Volldünger werden eingekauft. (*Thomasmehl ist ein Phosphor-Dünger. Bei der Verhüttung von Eisenerz in der «Thomas-Glocke» fällt neben dem flüssigen Eisen Thomasmehl als Nebenprodukt an.*)

1909

Die Gründung einer Fleckvieh-Zuchtgenossenschaft wird angeregt. (Später haben sich die Schlieremer Fleckviehhalter der Zuchtgenossenschaft Weiningen angeschlossen.)

1910

Die Vereinsrechnung wird neu geführt; der Warenverkehr wird künftig vom Vermögensertrag getrennt. Der Quästor erhält Fr. 40.– pro Jahr für seine Arbeit.

Eine Eisenwalze wird angeschafft. (*Das frisch gesäte Getreide sowie das Wintergetreide im Frühjahr wurden mit einer Glattwalze angedrückt. Durch das Walzen können im Frühjahr beim Wintergetreide wie Weizen, Roggen und Gerste Auswinterungs-Schäden gemildert werden.*)

1911

Der Milchpreis liegt jetzt bei 27 Rappen pro Liter. (*Etliche Schlieremer Familien holten ihren Tagesbedarf direkt beim Bauern.*)

1914

Ein Baumwärterkurs wird inszeniert.

Die Schlieremer Bauern lehnen den Eintritt in den Nordostschweizerischen Milchverband ab. Der Milchpreis liegt jetzt bei 25 Rappen.

Der Bau eines Schlachtllokals für Notschlachtungen wird angeregt. (*Das Problem fand eine Lösung, indem die ortsansässigen Metzgermeister ihre Schlachtllokale zur Verfügung stellten.*)

1915

Die Durchführung eines Zwergobstbau-Kurses sowie eines Forst-Kurses wurde beschlossen. (*Beide Kurse konnten aber wegen der Kriegszeit nicht gehalten werden.*)

1916

Der Verein will politisch aktiv werden, indem er seine Anliegen in der Bürgerlichen Partei einbringt.

Die Milchgenossenschaft Schlieren wird gegründet.

1917

Die Wiesenwalze (Glattwalze) kostet pro Tag Fr. 3.– Miete, der halbe Tag Fr. 1.50 und die Stunde 50 Rappen.

1918

Eine Waage für 300–500 kg wird gekauft.

Auf dem Land der Bürgergemeinde im «Rohr» wird gemeinsam Getreide angebaut und im August 1918 geerntet.

1920

Der Eintritt in den Landwirtschaftlichen Bezirksverein wird beschlossen.

1921

Ein Kurs über das fachgerechte Feilen von Wald-Sägen wird durchgeführt.

1922

Neue Statuten werden in Druck gegeben.

1923

Der Antrag Rütschi zur Wildschadenverhütung nebst Beitrag an den Flurstrassen-Unterhalt wird behandelt.

1925

Die Vorstandsbesoldungen werden neu festgesetzt: Präsident Fr. 80.–, Quästor Fr. 120.–; Aktuar Fr. 30.–, Beisitzer Fr. 5.– jährlich.

1926

Ein Antrag zum Abschuss von Krähen wird eingebracht (*Die gefräßigen Allesfresser taten sich an den Saaten in Acker und Garten gütlich. Daneben gelten sie zusammen mit den Elstern als Nesträuber bei den kleinen Singvögeln.*)

1927

Alfred Hug, Wirt und Landwirt auf der Lilie, «Ile-Wirt» und Kantonsrat, spricht zum Armenrecht.

Ein Viehbeurteilungs-Kurs wird durchgeführt. Tierarzt Dr. Weber spricht zur Knötchen-Seuche. (*Diese lästige Seuche beeinträchtigt die Fruchtbarkeit der Rinder und richtet daher grossen wirtschaftlichen Schaden an.*)

1928

Eine neue Eisenwalze wird bei «Bucher-Guyer» zum Preis von Fr. 700.– gekauft. Die alte Walze wechselt für Fr. 110.– zu Albert Styger, Bauer und Viehhändler «zur Mühle».

Alfred Hug, Kantonsrat, spricht zur Eingemeindung. (*Auch Schlieren stand damals im Gespräch; heute kann man sagen: Glücklicherweise fand diese Eingemeindung in die Stadt Zürich nie statt.*)

1929

Der Genossenschafts-Verband ist aufgelöst worden. Mit dem Eintritt in den VOLG (Verband Ostschweizerischer Landwirtschaftlicher Genossenschaften) wird zugewartet. *(Ein Beitritt hat bis heute nicht stattgefunden.)*

Der Anschluss an die Braunvieh-Zuchtgenossenschaft Urdorf und Umgebung wird diskutiert.

Ein Viehbeurteilungs-Kurs wird ins Auge gefasst.

Notar Meier referiert zum Thema «Kreditbeschaffung und Zinsfuss-Bewegung».

1930

Eine Klee gras-Sämaschine als Stosskarren für Handbetrieb wird angeschafft. Der Kauf einer Baumspritze wird verschoben. *(Die Klee gras-Sämaschine wurde als Stosskarren eingesetzt. In den vier Meter breiten Holzkännel füllte man die Mischung, kleine Bürsten beförderten das feine Saatgut mit einer Drehbewegung auf das aufgelockerte Ackerfeld. Verstellbare Öffnungen dienten der Dosierung.)*

Einsaaten werden noch heute vorwiegend in Wintergerste und Grünhafer gemacht. Die im Monat September gesäte Wintergerste gelangt Anfang Juli zur Vollreife, so dass bei günstiger Witterung bereits nach der Gerstenernte eine Wiese entstehen kann. Hafer wird Anfang März gesät, die Graseinsaat erfolgt etwa einen Monat später. Gemäht und als Grünfutter verwendet wird der Grünhafer, sobald genügend Blattmasse vorhanden ist. Mit der Motorisierung trat die Handarbeit in den Hintergrund. Auch für die Grassaat kamen und kommen immer noch Anbau-Sämaschinen zum Einsatz. Mit den Getreide-Sämaschinen lassen sich auch winzige Sämereien problemlos und genau dosieren.)

1931

Ein Baumwärter-Kurs wird durchgeführt.

Der Verein kündigt den Eintrag im Handelsregister.

Dem Vogelschutzverein werden Fr. 20.– gespendet.



Mittagsrast am Gemeinwerk ca. 1932; damals noch teilweise Fronarbeit.

V.l.n.r.: Heinrich Weidmann *1863/Hartmann Bräm *1868/Emil Müller, Knecht/Hans Meyer, «Gmeindamme-Hans» *1880/Jean Meier «Adli-Schang»/Jean Bräm «Uelibüebli».

1934

Eine Obstbaukommission wird ins Leben gerufen.

1935

Die Obstbaukommission wird aufgelöst. Im Oktober wird der Hof von Emil Leemann im Kessler ein Raub der Flammen. Auf jenem Gelände wurde sechs Jahre später mit dem Bau des Heimeliweg-Quartiers begonnen.

1936

Herr Süss referiert über neuzeitliche Baumpflege. Eine Obstbaukommission wird wieder bestellt.

Ein grösserer Posten Torfmulld wird eingelagert.

1937

Jean Meier, Viehinspektor, spricht zum Thema «Schlachtviehpreise». Rudolf Haller *1889 spricht über die Obstbaum-Aktion. *(Viele alte Obstbäume standen einer rationellen Bewirtschaftung im Weg. Es gab eine Zeit, da der Spruch «Hast Du einen Raum, pflanze einen Baum» aktuell war. In einer gemeinsamen Baumfäll-Aktion wurde dem Streu-Obstbau später zu Leibe gerückt. Mit Spezialmaschinen wurden die alten Bäume entwurzelt. Hingegen werden heute, zur Erhaltung des Landschaftsbildes, für Hochstämme Beiträge der öffentlichen Hand ausgerichtet.)*

1938

Kampfwahl um das Vereinspräsidium: Ernst Lips *1888, drei Stimmen; Rudolf Haller *1889, 13 Stimmen.

Fliegenfänger en gros werden eingekauft. *(Die Fliegenplage in den Ställen nahm unhaltbare Ausmasse an. Es handelte sich um Kartonhülsen mit ca. 1 m langen, ausziehbaren Klebrollen, welche zum Teil heute noch erhältlich sind.)*

1939

Heinrich Meier *1895, spricht zum Thema «Stallsanierungs-Aktion». *(Viele Ställe entsprachen damals keiner tiergerechten Haltung. Fast alle Ställe wurden ursprünglich gemäss hergebrachter Bauweise mitten durch die Scheunen erstellt: Niedrig, dunkel, schlecht gelüftet, mit kleinen Fenstern, ungenügenden Jauche- und Mistgruben. Das Futter wurde durch kleine Öffnungen in der Futterwand in den «Barren» gestossen. Die «Lager» wurden mit dicken Holzbrettern (Flecklig) belegt, waren schnell durchgetreten und mussten daher fleissig erneuert werden. Alle diese Missestände trugen zur Stallhygiene wenig bei. Überschüsse in der Milchproduktion – in der Krisenzeit der Dreissigerjahre besonders ausgeprägt – ermöglichten keine kostendeckenden Produktpreise, sodass für die Erneuerung der Ställe die Mittel fehlten. Bund und Kanton unterstützten daher umbauwillige Bauern mit Beiträgen, was auch in Schlieren ganz allgemein Anklang fand. Mehrere Ställe wurden im Jahre 1939 erneuert, was sich in den folgenden Kriegsjahren zum Segen aller – nicht nur der Tiere – auswirkte. Schlagartig verstummte auch das Wehklagen zur Überproduktion.)*

Ausser Kartoffeln wurden Lebensmittel nur noch gegen Rationierungskarten und Mahlzeitencoupons abgegeben.

Zu loben sind die Beschlüsse der damaligen Regierung, welche dem Bedarf in mancher Hinsicht entgegenkamen. (Not macht erfinderisch!)

Der Ankauf einer Spaten-Roll-Egge wird abgelehnt. *(Dabei handelte es sich um eine pferdegezogene Egge, welche sowohl zum Zerkleinern der Schollen als auch zur Bearbeitung der Stoppelfelder diente.)*

1940

In der Schulküche im Untergeschoss des Kindergartens an der Schulstrasse findet ein Fleischverwertungskurs statt. *(Das zerkleinerte Fleisch aus Eigenproduktion wurde in Büchsen konserviert; dazu kam eine einfache Handpresse zum Einsatz, womit der gummierte Deckel auf die Blechbüchsen gepresst wurde.)*

Die Gemeinde Schlieren hat eine Baum- und Feldspritze «Birchmeier-Bimoto» gekauft. Dieses pferdegezogene Gerät mit Aufbaumotor wurde dem Verein zur mietweisen Benützung überlassen. Mit Ernst Lips *1915 wird ein Arbeitsvertrag abgeschlossen.

Heinrich Meier *1895, Gemeinderat, referiert zum Thema «Kartoffelkäfer». *(Es ging vor allem um den Schutz der Kartoffelkulturen. Diese waren in den Kriegsjahren zur kräftigsten Stütze der einheimischen Nahrungsmittelproduktion geworden. Sie waren aber gefährdet durch die Pilzkrankheit Phytophthora (Kraut- und Knollenfäule) und den aus Amerika stammenden Colorado-Käfer, der bei massiertem Auftreten das Kraut derart kahlfrisst, dass gar keine Knollen mehr wachsen können. Die Käfer wurden*

mit Kalkarseniat bekämpft, das vom Staat günstig abgegeben wurde. Die Kraut- und Knollenfäule musste mit Kupferpräparaten in Schach gehalten werden. Zur Beschaffung der nötigen Rohstoffe (die Kupfereinfuhr war blockiert!) mussten für den Bezug von 100 kg Spritzmittel 33 kg Altkupfer eingesammelt und abgeliefert werden.)

Die Haus- und Grundeigentümer regen die Einführung eines Wochenmarktes an. Die Idee wird befürwortet; ein Wochenmarkt wird versuchsweise eingeführt *(stirbt aber bald danach wieder und wird nach 1970 zu neuem Leben erweckt).*

1941

Ein Ackerstriegel wird angeschafft. *(Der Ackerstriegel dient zum Abschleppen der Felder im Frühjahr. Das keimende Unkraut wird damit im Frühstadium vernichtet. Mit der heutigen «Integrierten Produktion» (IP) gewinnt der Striegel wieder an Bedeutung. Als Anbaugeräte an den Traktor sind Ackerstriegel bis zu 12 m Arbeitsbreite im Handel.)*

Die alte, vor 11 Jahren angeschaffte Klee gras-Sämaschine wird durch eine neue ersetzt.

Die Glatwalze erhält neue Holzlager.

1942

Der Kauf eines Bindemähers wird angeregt. Als Folge der Mobilmachung herrscht Arbeitskräfte-Mangel. Die Betriebsleiter stehen an der Grenze. Die Versorgungslage ist ungewiss.



*Im «Rohr» an der Limmat 1943. Der neue Bindemäher «McCormick» im Einsatz. Traktor-Fahrer Alfred Wetter 1894; auf der Maschine Ernst Lips *1915.*

Beachtenswert: Am «Bührer-Traktor» ist auf der linken Seite ein Holzvergasungs-Kessel angebracht. Darin wurden Buchenholz-Klötzli verbrannt. Das entstehende Holzgas diente als Treibstoff-Ersatz während des Zweiten Weltkrieges.



Pflügen im «Rohr» 1942. Im schweren Leimboden brauchte man zuvor 3–4 starke Pferde, diese umsomehr, da die Furchenlänge 300 m betrug. Im Jahr 1964 wurde an dieser Stelle das Schulhaus «Zelgli» eröffnet. In den Siebziger-Jahren wurden Sportplätze angelegt sowie weiter westwärts eine Grundwasserfassung gebaut.



*Kehricht-Abfuhr im Jahr 1948 als Nebenerwerb in der Landwirtschaft. Schlierens Bauern und Fuhrhalter bewarben sich jedes Jahr abwechselungsweise für die Übernahme der Gemeinde-Aufträge «Schwerfuhrwerk» und «Kehricht-Abfuhr». An zwei Neunstunden-Tagen pro Woche wurde Kehricht gesammelt und in den Gruben «Unterrohr» bei der Limmatbrücke Überland-/Bernstrasse, und später im «Bundental» deponiert. Der abgebildete Kehrichtwagen wurde im Jahr 1943 vom Dorfschmied Andreas Blöchle als Unikat gefertigt. Ab 1952 wurde die Kehrichtabfuhr motorisiert.
V.l. n. r.: Rudolf Weidmann *1930, Fuhrmann/Johann Heppeler *1897, Gemeinde-Arbeiter/Josef Mächler *1893, Gemeindearbeiter.*

1943

Ein Bindemäher «McCormick» wird angeschafft.

Über den Dreschmeister wird diskutiert. Der in Dietikon wohnende Lohnunternehmer wird als «unzuverlässig» bezeichnet.

1944

Der Stundenlohn für den Spritzenführer wird auf Fr. 1.80 festgesetzt.

1945

Bezugsscheine für Pflanzenschutzmittel werden eingeführt. Giftscheine sind bei der Gemeinderatskanzlei zu beantragen und zu beziehen.

Hans Meier *1880, «Gmeindamme-Hans», ist nach 20 Jahren treuen Diensten als Quästor zurückgetreten. An seine Stelle tritt Karl Rieder, Wirt zur «Alten Post».

1946

10 Tonnen Thomasmehl in Jutesäcken zu 100 kg werden gekauft.

1947

Baumwärter Otto Schrag wird als Spritzenwart unter Vertrag genommen. Der Stundenlohn für Spritzarbeiten beträgt Fr. 2.90 und für die Bindemäher-Bedienung Fr. 2.50.

Alois Huber, Kohlenhändler und Fuhrhalter, will sein Pferd «Heiri» für Spritzarbeiten nicht mehr zur Verfügung stellen. Die gelbe Farbe der «Dinitro-Kresol-Präparate» färbte jeweils die weissen Fesselhaare des 25 Jahre alten Pferdes für mehrere Wochen. *(Die sogenannten Gelbspritzmittel vernichten die zweikeimblättrigen Unkräuter wie Senf, Knöterich, Hohlzahn und Melden, alles sehr lästige Sommerunkräuter. Die «Chemie» hat inzwischen Präparate mit breiterer Wirkung entwickelt. Damit werden auch Wurzelunkräuter und Spätkeimer wie Blacken, Disteln, Winden, Klebern erfasst; mit Spezialmitteln sogar Gräser wie Schnürras, Hirsen, Acker-Fuchsschwanz und Amarant. Die Tendenz zu vermehrter ökologischer Betrachtungsweise nimmt zu. Die Anpassung der Unkräuter und die Nebenwirkung auf Boden und Wasser geben der mechanischen Unkrautbekämpfung Auftrieb. Heute ist «Unkraut» ein verpöhtes Wort; man spricht jetzt von «Begleit-Flora».)*

1948

Der Mitgliederbeitrag wird von Fr. 6.– auf Fr. 8.– angehoben. Otto Schrag, Baumwärter, Obstverwerter, Spritzenwart und Bindemäherfahrer ist vom Arbeitsvertrag zurückgetreten.

1949

Jakob Lips *1917, übernimmt die Spritzarbeiten aushilfsweise, er stellt auch seinen «Freiberger» als Zugpferd zur Verfügung.

1950

Walter Graf *1917, Gärtner, übernimmt die Spritzarbeiten. Karl Rieder bedient den Bindemäher.

Die Bekämpfung der Kirschenfliege wird aktuell; ein Obligatorium von 2–5 Spritzungen wird jedoch nicht eingeführt. *(1951 durften die Produzenten keine mit Maden befallene Kirschen mehr verkaufen. Deshalb wurde erstmals die Bekämpfung der Kirschenfliege aktuell. Das Insekt legt Anfang Juni seine Eier in die grünen Kirschen. Den Bauern wurde empfohlen, auch die wildwachsenden Kirschbäume an den Waldrändern mit DDT-Gift zu spritzen, weil die Fliege auch von dort in die Tafelkirschbäume einfliegen konnte. Man beschränkte sich aber in Schlieren zum Glück auf die Behandlung der letzteren.)*

1951

Ackerbauleiter Hans Frey *1904, «Linden-Wirt», mahnt zu vermehrtem Ackerbau. *(Der Grund für die Erweiterung der Ackerfläche liegt bei der andauernden Überproduktion von Milch und Milchprodukten, welche nur mit staatlichen Zuschüssen und Verlusten abgesetzt werden können. Weil sich die niederschlagsreicheren Gegenden der Voralpen weniger für den Getreidebau eignen, sollten die Flachland-Bauern vermehrt auf Ackerbau umstellen.)*

1952

Ein Kasten-Düngerstreuer für Pferde- und Traktorzug wird angeschafft. Das Streuen der staubigen Dünger von Hand gehört nun der Vergangenheit an. Der viel benutzte Ackerstriegel wird in Revision gegeben. Diese beiden Maschinen sind bei Walter Gross, Uitikonstrasse 27, «Meierhof», untergebracht.

1953

Karl Rieder erhält Fr. 180.– für die Rechnungsführung.

1954

Die Motorspritze wird revidiert.

1955

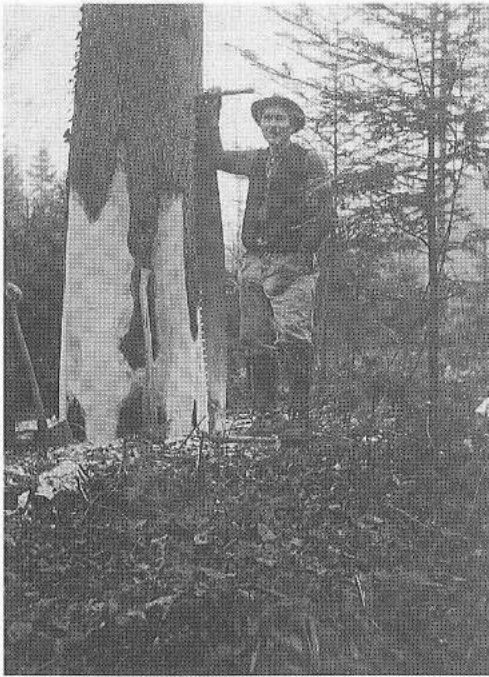
Der Bindemäher «McCormick» wird verkauft; ebenso die Spaten-Roll-Egge, welche kaum je zum Einsatz kam. *(Der mit Bodenantrieb ausgestattete Bindemäher wurde auf privater Basis durch eine zapfwellengetriebene Maschine der Marke «Fahr» ersetzt.)*

1956

1348 Aren Winterweizen sind dem Februar-Frost in Schlieren zum Opfer gefallen. *(In der ganzen Schweiz ist ein grosser Teil der Wintersaaten erfroren. Ist der Boden bei Minustemperaturen unter 25 Grad nicht mit einer schützenden Schneeschicht bedeckt, erfrieren die jungen Pflanzen. Die Felder werden in diesem seltenen Fall mit Sommerweizen neu angesät. Das entsprechende Saatgut wird von der Eidgenössischen Getreideverwaltung eigens für solche Notfälle vorsorglich eingelagert und erst nach dem Saat-Termin zur Vermahlung frei gegeben.)*

1957

Eine Cambridge-Walze wird angeschafft. Alle Maschinen sind nun bei Hans Haupt, Sägestr. 6, untergebracht. *(Die Cambridge-Ringelwalze hinterlässt, im Gegensatz*



Auf «Risi» 1937.

Die Wurzel-Anläufe wurden in mühsamer Handarbeit mit der Axt «angeschrotet».

In der Fallrichtung wurde eine Fallkerbe «Unterhau» angebracht, um hernach mit der Waldsäge den Baum zu fällen.

Die Holzhauerei hatte damals einen hohen Stellenwert. Brenn- und Nutzholz war gefragt. Selbst die abgeschroteten Späne wurden säuberlich aufgelesen und im Holzherd verbrannt. Die Äste zerhackte man mit dem Gertel auf der «Haubank» in 75 cm lange Stücke, legte sie in den «Stauden-Bock», presste sie mit einem Drahtseil zusammen und band die «Bürdeli» mit einem weichen Draht. Jedes Bauernhaus war mit einem Kachelofen ausgestattet, welcher zum Brotbacken und Heizen diente.



Nebenbeschäftigung in der Landwirtschaft: Gemeinwerk im Sold der Holz-Korporation. Aufnahme vor dem Forsthaus im «Schlatt» im Jahr 1948.

*V. l. n. r.: Jakob Burkhard *1914/Hans Bräm *1920/Hans Frey *1904, Präs. HKS/Heinrich Meier *1927, später Stadtpräs./Eduard Zürrer *1928/Oskar Bräm *1910, Förster und Sigrist/Alfred Lips *1921/Hans Haupt *1891/Albert Frey *1905, Präs. LVS 1951–1956/Heinrich Weidmann *1895, Aktuar HKS.*

zur Glattwalze, im Ackerboden eine gebrochene Oberfläche, welche den kapillaren Wasseraufstieg unterbricht und damit die Krümelstruktur erhält.)

1958

Für die zweite Zuckerfabrik, welche in Frauenfeld erstellt wird, zeichnet der Verein eine Aktie von Fr. 1000.–. Drei Veranstaltungen finden statt: Jakob Elmer, Strickhof Zürich, referiert über Unfallverhütung und derselbe Ing. agr. stellt sich für eine Flurbegehung zur Verfügung. Ein Schlachtvieh-Beurteilungskurs mit H. Wegmann, Leiter der Schlachtviehverwertungs-Genossenschaft, wird inszeniert. *(In dieser Genossenschaft haben sich die Zürcher Bauern vereint, um ein Gegengewicht zum Schlachtviehhandel zu bilden.)*

1959

Luzi Elmer, Agronom an der Landwirtschaftlichen Schule Wülflingen, spricht zum Thema «Zusammenhänge zwischen Fütterung und Fruchtbarkeit der Tiere.» Eine weitere Flurbegehung mit Jakob Elmer findet statt. *(Flurbegehungen ermöglichen die Beurteilung der Kultur-*

pflanzen während der Vegetationszeit und vermitteln damit wertvolle Erkenntnisse über Sorten, Düngung und Pflanzenschutz.)

1960

Die Motorspritze «Birchmeier-Bimoto» wird von der Gemeinde ins Eigentum des LVS übergeben.

Agronom J. Hefti vom IMA Brugg referiert zum Thema «aktuelle Mechanisierung». Zu diesem Vortrag sind insgesamt 50 Teilnehmer – auch aus der Nachbarschaft – erschienen. *(Das Institut für Maschinen und Arbeitstechnik IMA wurde später abgelöst durch die Eidg. Forschungsanstalt für Betriebswirtschaft und Arbeitstechnik in Tänikon.)*

1961

Agronom Gottlieb Ganz vom Strickhof spricht über Düngung. Ein weiterer Vortrag über Bodenspekulation findet statt, Thema: «Was kann der Bauer dagegen tun?» Fazit: Land nicht verkaufen, eventuell selber bauen!

Ein Beerenschneide-Kurs mit Gärtnermeister Emil Bolliger, Schlieren, findet statt.



Der «Spycher» diente dem LVS viele Jahre als Lager für Dünger und Sämereien. Die Liegenschaft Urdorferstr. 17, 15 und 21 gehörte Johann Meier, «Adli-Schang», der dem Landw. Verein Schlieren von 1907–1930 als Präsident vorstand.

1962

Herr Harsch, Berater der Firma Geigy, spricht zum Thema «Chemische Unkrautbekämpfung». (*Immer neue und wirkungsvollere Mittel werden angeboten.*)

1963

Agronom Jakob Elmer spricht über Betriebskontrolle. (*Beratungsgruppen, geleitet von Mitarbeitern der landwirtschaftlichen Schulen, werden im ganzen Kanton gebildet.*)

1966

Gartenbau-Lehrer Schorno, Wülflingen, spricht über Düngung, Bodenbearbeitung und Fruchtwechsel.

1967

Die Altöl-Verwertung wird diskutiert. Eine ausserordentliche GV zur Statutenrevision wird einberufen. Herr Meier, Vertreter der Firma Maag, Dielsdorf, hält einen Vortrag. Eine Flurbegehung mit Agronom Gottlieb Ganz findet statt.

1968

Die Pestalozzistiftung wird nach Knonau verlegt. Betriebsleiter Willy Jost wird uns fehlen. Herr Harsch, Berater der Firma Geigy, spricht über neue Produkte.

1969

Die Eröffnung einer Selbstbedienungs-Tankstelle ist im Gespräch. (*Wurde nie realisiert.*)

1970

Die Zucker-Aktie Frauenfeld wird auf Fr. 500.– abgeschrieben.

1972

Spritzmittel können mit 12 % Rabatt bei R. Weidmann bezogen werden.

1977

Am 11. Juli 1977, ca. um 12.10 Uhr, brach im landwirtschaftlichen Anwesen der Familie Seiler am Alten Zürichweg 67 in Schlieren eine Feuersbrunst aus, welcher das gesamte Heimwesen, bestehend aus Wohnhaus, angebauter Scheune, Stall, Tenn, Geräteschuppen, Waschküche und Schweinestall zum Opfer fiel. Dabei entstand gemäss Abschätzungsbericht der Gebäudeversicherung des Kantons Zürich ein Gebäudeschaden von Fr. 259 200.– sowie ein Schaden von ca. Fr. 30 000.– am Wohnungsmobiliar, ein solcher von ca. Fr. 60 000.– an landwirtschaftlicher Fahrhabe und ein solcher von ca. Fr. 25 000.– an landwirtschaftlichen Futtermitteln. Der Hof wurde neu aufgebaut.

1978

Wegzug von Jakob Burkhard *1942 mit Familie nach Zeiningen AG. Das kantonale Landwirtschaftsamt empfiehlt dringend, die Ackerflächen den Richtlinien anzupassen. (*Schlieren ist den Empfehlungen längst gefolgt, so dass kein Bedarf besteht.*)

1979

Die Klee-gras-Sämaschine wird gratis abgegeben. Die Flurbegehungen finden jeweils zusammen mit der landwirtschaftlichen Genossenschaft Dietikon statt.

Ein Mäuse-Vergasungs-Apparat «Egger» wird angeschafft. Der LVS übernimmt dafür Fr. 1 000.–, die Zuchtstier-Korporation Fr. 500.– und die Milchgenossenschaft steuert Fr. 500.– bei.

1980

Die Baum- und Feldspritze «Bimoto» wird gratis an die Gebrüder Lips im Berg abgegeben.

1982

Weit herum im Land sind grosse Mäuseschäden aufgetreten. In Schlieren hält sich das Problem in Grenzen; der Vergasungs-Apparat hat sich bewährt.

1985

Bei Walter Seiler *1947, im Berg, wird ein Weizensorten-Versuch gestartet. Agronom Hans Fuchser hält einen Vortrag im Freien zum Thema «Brot». Die Veranstaltung ist öffentlich, 50 Teilnehmer sind zu vermelden.

1986

Eine öffentliche Orientierung zum Thema «Zuckerbeschluss» findet bei Walter Seiler statt. Diese Veranstaltung spürt den Hauch einer Demonstration, 80 Teilnehmer nebst Pressevertretern sind erschienen. (*Der Zuckerbeschluss, Erweiterung der Rübenfläche, wurde vom Volk verworfen.*)

1987

Bei der Familie Rüttschi im Berg wird ein «Buure-Zmorge» organisiert. Agronom Werner Zbinden, landwirtschaftliche Schule Affoltern, hält ein Referat zum Thema «Integrierte Produktion», 100 Teilnehmer.

1988

Erstmals findet die Generalversammlung mit Frauen statt. Heinrich Meier *1927, Stadtpräsident, referiert zum Thema «Gitterrost». (*Diese Krankheit befällt die Birnbäume in hohem, schädigendem Masse. Als Wirtspflanze dient der Wacholderstrauch. Eine Entfernung kranker Sträucher aus den Ziergärten ist dringlich.*)

Bei Familie Rüttschi wird eine zweite Auflage «Buure-Zmorge» durchgeführt. Ein Rundgang über Feld mit Agronom Popow von der Eidgenössischen Versuchsanstalt Reckenholz, Zürich, schliesst sich an, 120 Teilnehmer. Der Rundgang ist dem Pflanzenbau gewidmet und ist auf das Verständnis von weniger sachverständigem Publikum ausgerichtet.

Bei Familie Meier, SchürRAIN, findet eine Obstbau-Tagung statt. In drei Gruppen wird den 130 Teilnehmern die Integrierte Produktion von Kern- und Steinobst erklärt: Baumpflege, Ernte und Lagerung; mit anschliessendem Imbiss.

1990

Der Fleckviehzucht-Verband Weiningen ist 90 Jahre alt. Zusammen mit der Milchgenossenschaft spenden die Schlieremer eine Glocke mit Riemen.

Im Zusammenhang mit der Waldzusammenlegung, welche vor dem Abschluss steht, und in Gemeinschaft mit der Holzkorporation und dem Privatwaldverband wird eine Waldbegehung organisiert. Forstmeister Felix Thommen, Regensdorf, bringt den interessierten Kreisen das Zusammenlegungswerk mit Wegbau und Neuvermarkung näher. 582 ursprüngliche Parzellen sind durch die Zusammenlegung auf 54 reduziert worden. Insgesamt wurden 4200 Meter Waldwege neu erstellt oder instandgestellt. Gesamtkosten des Wegbaues Fr. 490 000.– oder pro Laufmeter Fr. 116.60. Gesamte Zusammenlegungskosten: Fr. 1 109 260.–

Zum neuen Tierschutzgesetz findet bei Walter Seiler eine öffentliche Demonstration über Tier-Aufstallung sowie Küchenabfall-Verwertung statt. Referenten: Hans Rudolf Zürcher und Walter Seiler. Bilddokumente des Landwirtschaftlichen Informationsdienstes stehen zur Verfügung.

1992

Das Datum des 1. Mai als «Buure-Zmorge-Tag» hat sich bewährt. Erstmals wird der Imbiss nicht gratis abgegeben. Dennoch sind weit über 100 Teilnehmer zugegen.

1993

Jubiläumsfeier 100 Jahre Landwirtschaftlicher Verein Schlieren. Ein gelungenes Fest auf der Sägestrasse mit Festzelt und Attraktionen. *(Die Hundertjahr-Feier auf der Sägestrasse fand bei der Schlieremer Bevölkerung ein gutes Echo. Feste werden bekanntlich nicht allein um des Festens willen gefeiert, sondern oft auch mit der heimlichen Absicht, eine gute Sache bekannt zu machen. Gerade in Stadtnähe wissen viele Kinder kaum mehr, woher die Nahrungsmittel kommen. Die Regale im Supermarkt sind alle Tage sauber nachgefüllt. Kaum jemand macht sich Gedanken über den Aufwand, der nötig ist, um diesen Überfluss möglich zu machen.)*

Etwa in dieser Richtung lag die Absicht der Festorganisatoren. Daher kommt, dass eine Tonbildschau über nostalgische Erntemethoden im Programm stand. Auch ein «Streichelzoo» mit Kälbern, Ferkeln, Kaninchen, Ziegen, Hühnern und Gänsen wurde eingerichtet. Das gutmütige Pferd von Walter Seiler konnte geritten werden. Auf der Strasse standen Getreide-Puppen, der Brunnen wurde mit Sonnenblumen dekoriert und Vorführungen mit dem Dreschflegel wurden inszeniert. Kein Sachverständiger war jedoch da, der die Flegeldrescherei noch aus eigener Erfahrung gekannt hätte.

Die Absicht lag also darin, die enorme Entwicklung, die in unserem Jahrhundert stattgefunden hat, etwas näher zu bringen.)



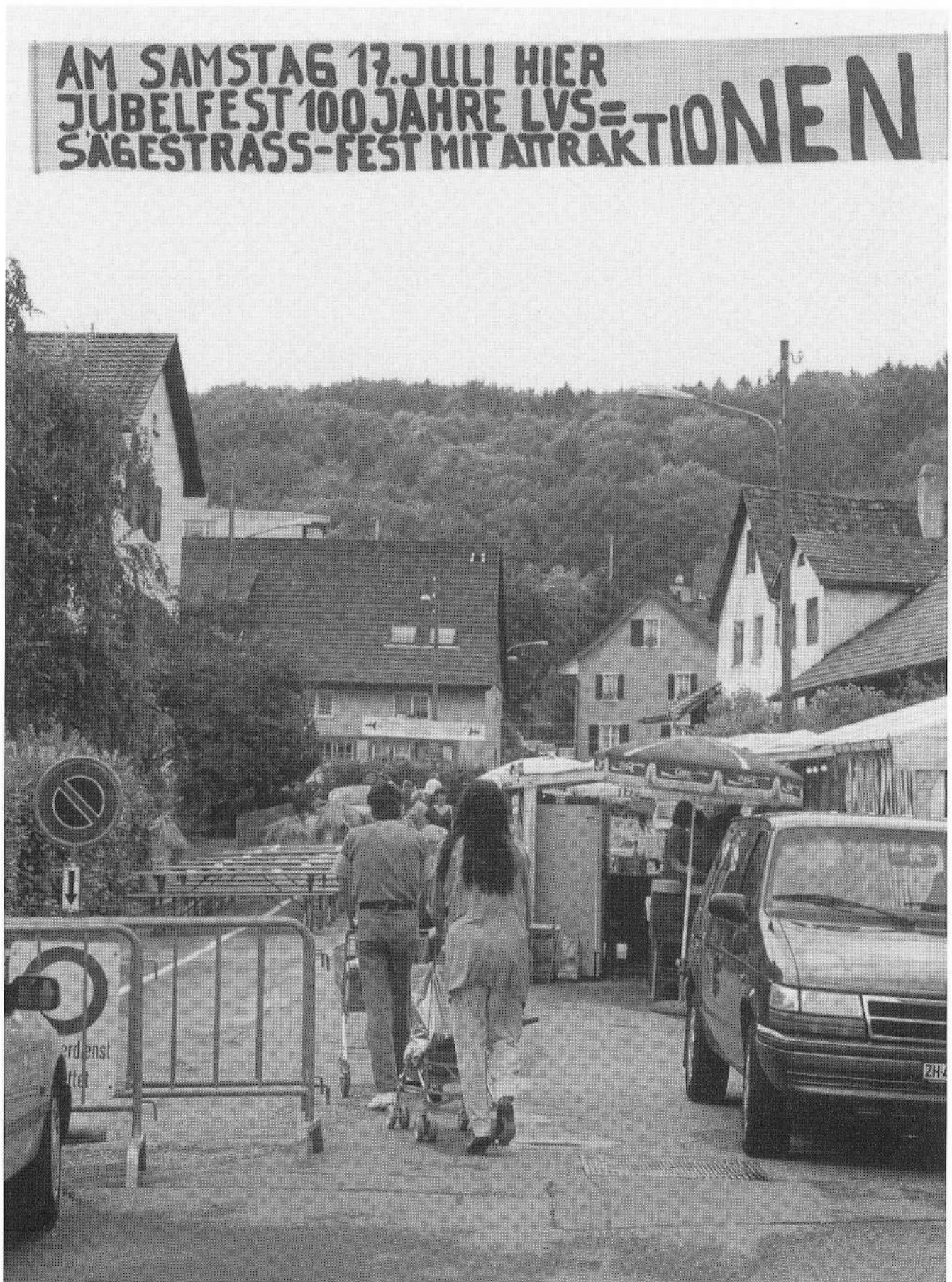
Nostalgischer Dresch-Versuch auf der Sägestrasse. Mit dem Flegel wurde während Jahrhunderten gedroschen; mit der Dreschmaschine während Jahrzehnten; und mit dem Mähdrescher seit 1960.



Der zapfwellengetriebene Bindemäher «Fahr» als Ausstellungs-Objekt. Im Hintergrund Bundes-Säcke.



In einer Tonbildschau, hergestellt in Unter-Engstringen, wurde die Getreide-Ernte mit Sichel und Sense gezeigt. Selbst das Garbenbinden ins «Eigene Stroh» sowie das Dreschen, Mahlen und Brot-Backen im Holz-Ofen, wurde vorgeführt.



Hundertjahr-Feier auf der Sägestrasse.

Das Fest fand bei der Bevölkerung grossen Anklang.

Bauernsekretär Rolf Gerber, Zürich, hielt eine bemerkenswerte Ansprache.

Am Abend wurde im Zelt gar ein Theater aufgeführt.

Viehhaltung

Zur Zeit der Vereinsgründung kurz vor der Jahrhundertwende standen in etwa 40 Ställen zwischen 100 und 110 Kühe, die natürlich alle von Hand gemolken wurden. Ein Bauernhof ohne Kühe war schlicht kaum denkbar. Von April – bei einem späten Frühling erst ab den ersten Maitagen – bis im Oktober wurde das erforderliche Gras mit der Sense gemäht, von Hand mit der Gabel auf eine Grasbähre oder auf einen Wagen geladen und mit eigener Muskelkraft, mit einer Kuh oder im besten Fall mit einem Pferd heimgeführt. Gefüttert wurde also auch während der Vegetationszeit vorwiegend im Stall. Weidegang war selten.

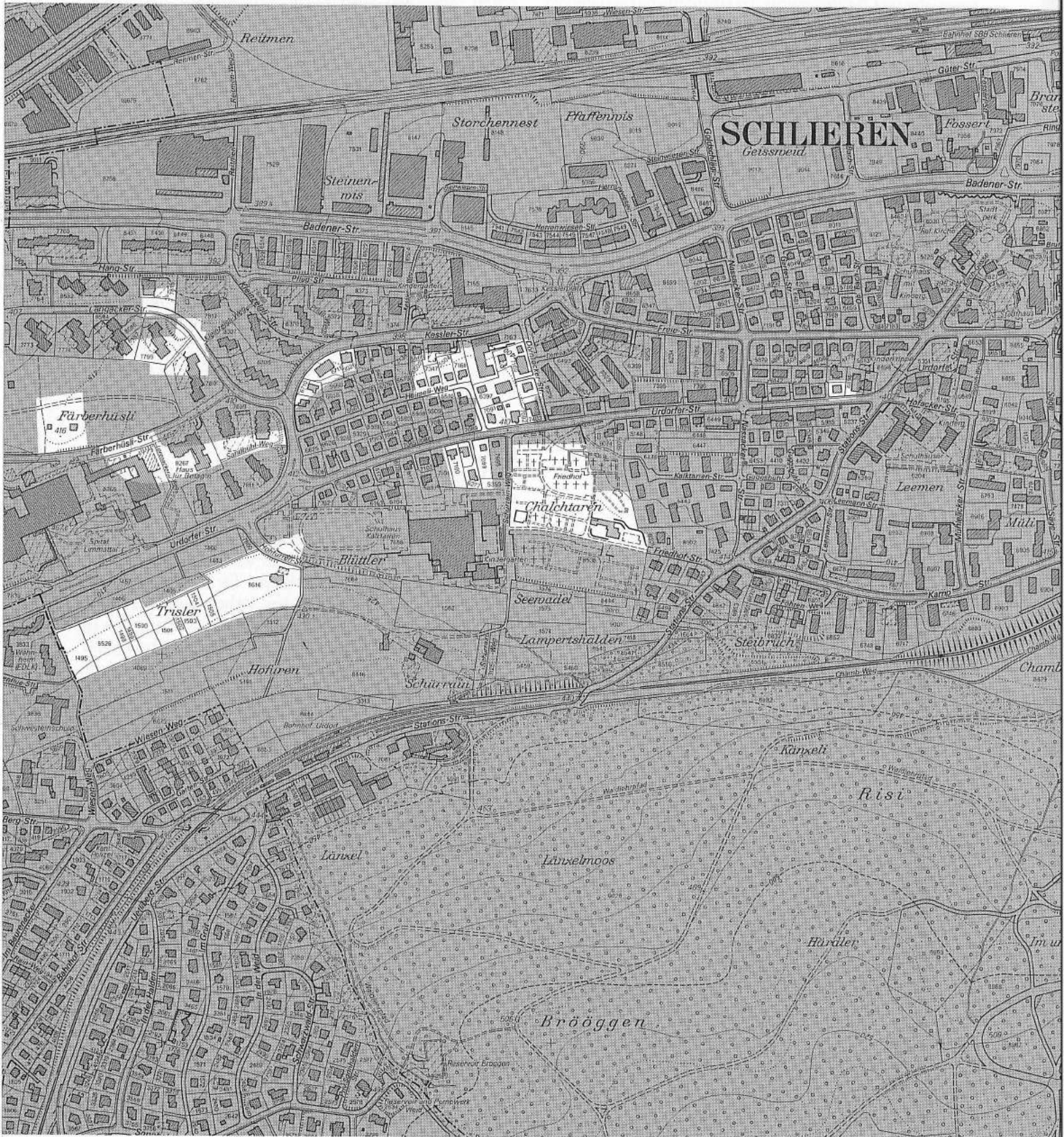
Die Zahl der Betriebe nahm während 40 Jahren nur wenig ab. 1930 waren es immer noch 30 Viehbesitzer mit rund 100 Kühen. Zwei Bauern verkauften ihre Milch an Privatkunden in Altstetten, die Milch von den andern Betrieben wurde entweder direkt oder über einen der drei ortsansässigen Milchhändler verkauft.

Heute stehen in vier Betrieben zusammen 75 Milchkühe, die im Sommerhalbjahr ungefähr die Hälfte ihres Futters auf der Weide suchen. Seit rund 40 Jahren hat die Melkmaschine überall Einzug gehalten. Auf einem weiteren Betrieb leben zehn Mutterkühe mit je einem Kalb in vollständiger Freilaufhaltung.

Blütezeit und Niedergang des Rebbaues

Man mag es heute kaum glauben: Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren in Schlieren rund 20 Hektaren mit Reben bestockt. Das waren etwa zwei Drittel der heutigen Weininger Rebfläche! Auf dem Katasterplan von 1819, der im Ortsmuseum einen Ehrenplatz hat, sind die Rebparzellen säuberlich eingetragen. Das grösste zusammenhängende Rebareal erstreckte sich von der Mühle über Steinacker, Gyrhalde, Gugel und Chilpel und umfasste über 11 ha. Aber auch am Trislerrain mit über 2 ha, auf dem Gelände des heutigen Friedhofs mit 1,5 ha, im Zwiegarten, Sandbühl, Färberhüsli, Kessler und an vielen anderen Lagen, im ganzen an über 20 Orten, wurden Reben gepflegt. Der Wein von den schönen Südhängen im Steinacker, Chilpel, vom Sandbühl und Färberhüsli war wohl von guter Qualität und durchaus mit dem Weininger vergleichbar. Dass auch die Trauben von den der Sonne abgekehrten Hängen im Trislerrain, im Kessler, im Zwiegarten oder aus den Flöhreben zu Wein gemacht wurden, erstaunt uns heute. Gekeltert wurde der Wein von den meisten Bauern im eigenen Naturkeller in Eichenfässern neben dem Most aus Äpfeln und Birnen. Für den Eigenbedarf wurde oftmals süsser Birnensaft mit Wein vermischt und so vergoren. Jakob Lips, dessen Familie bis Ende der zwanziger Jahre dem Weinbau in den Flöhreben die Treue hielt, bestätigt das. Der dort gewonnene Wein sei oft so sauer gewesen, dass man ihn mit Obstsaft veredelt habe, um ein gutes Getränk zu erhalten.

Die grösste Zäsur erlitt der Weinbau in Schlieren wie in der Schweiz nach 1880, als aus Amerika die Reblaus den Weg nach Europa fand und den Weinreben schweren Schaden zufügte, ohne dass man ein Gegenmittel zur Verfügung gehabt hätte. Deshalb wurde ein grosser Teil der Reben gerodet und der Boden für andere Kulturen genutzt. Für die verbleibenden Reben hatte das eine fatale Folge. Je kleiner und vereinzelter diese Parzellen an den Hängen lagen, desto mehr taten sich die Amseln und Stare an den Trauben gütlich. 1933 gaben meine Grosseltern – Heinrich und Barbara Meier-Rütschi, – die letzten sechs Aren Reben in der Gyrhalde auf, weil die Vögel für den letzten Wümmet gerade noch eine Gelte voll Beeren (ca. 10 kg) übrig gelassen hatten. Vogelnetze gab es noch keine. Das war das Ende der zweitletzten Reben in Schlieren. Die allerletzte Rebparzelle überlebte bis ca. 1950 in den Flöhreben.



Von der Sichel zum Mähdrescher

Ursprünglich wurde das Getreide mit der Sichel, später mit der Sense geschnitten, in «Sammlen» auf dem Feld ausgebreitet und nachgetrocknet. Unkräuter wie Disteln und Hohlzahn, mit lästigen Stacheln versehen, wurden entfernt. Das «Grünzeug» hätte den Trocknungsprozess verzögert, und später hätten die Stacheln beim Dreschen in der Scheune und beim Einstreuen nochmals Mensch und Vieh geärgert. Hernach legte man drei Haufen auf ein Garbenband, knüpfte das Band mit einem speziellen, leicht zu lösenden Knoten und lagerte die Garben in den Scheunen. Ein erster Fortschritt ergab sich mit dem Einsatz der pferdegezogenen Mähmaschine in den Zwanzigerjahren. Aufrecht stehendes Getreide schnitt man nun mit dem Messerbalken, welcher auch beim Grasmähen Verwendung fand. Auf der Mähmaschine sass ein zweiter Mann, welcher neben dem Fuhrmann für das geordnete Ablegen der geschnittenen Getreidehalme verantwortlich war. Ein Fusspedal diente zum Anheben des Sammelrechens, und mit einer speziell gefertigten Holzgabel legte man die «Sammlen» auf den Ackerboden. Die Prozedur des Nachtrocknens und Bindens erfolgte dann wie oben beschrieben.

Ein weiterer Fortschritt ergab sich mit der Entwicklung des Bindemähers. Wie der Name sagt, wurde damit das Getreide gemäht und sofort in kleine Garben gebunden. Die schnurgebundenen «Gärbli» stellte man zu Fünfer- oder Zehner-Puppen mit Deckgarbe zusammen. Fortan wurde das Getreide in der «Gelbreife» geschnitten. Hätte man in der «Vollreife» gemäht, wäre der Verlust an abgebrochenen Ähren zu gross geworden. Das «Puppen» in langen Reihen diente der Nachtrocknung für Stroh und Körner. Eingefahren wurde das Erntegut, wenn die Körner glashart getrocknet waren. Seit der Einführung des Mähdreschers in den 60er-Jahren wird alles Getreide im Stadium der «Todreife» geerntet. Die Körner werden offen (nicht mehr in Säcken) zur Sammelstelle gefahren.

Der Bindemäher: Während der beiden Weltkriege 1914–1918 und 1939–1945 wurde allen beteiligten Völkern die Wichtigkeit der Nahrungsmittelproduktion in Erinnerung gerufen. Selbst in unserem Land, das wunderbarerweise die Kriegswirren nur am Rande spürte, erforderte die Ur-Produktion erhöhten Einsatz. Betriebsleiter, Hilfskräfte, ja sogar die requirierten Pferde standen oft während Monaten an der Grenze.



Anbauschlacht im Ersten Weltkrieg. Getreide-Ernte im August 1918 auf dem Land der Bürgergemeinde im «Rohr» an der Limmat. Jede Hand wurde gebraucht. Im Vordergrund die Ährenleser mit Körben und Säcken; im Hintergrund die Garben-Fuder mit Bindbaum; hinten rechts eine pferdegezogene Mähmaschine ausgerüstet mit Ablege-Mechanismus.



Der Grossvater, Heinrich Meier *1867, Zivilstands-Beamter im Nebenamt, mit seinem Enkel gleichen Namens *1927, beim Decken der Hafer-Puppen. Eine richtig gesetzte Deckgarbe schützte bei Regenwetter die Zotteln (Ähren) vor Auswuchs. Die Aufnahme wurde im Jahr 1941 im «Mai-Acker» gemacht; heute «Dörnli-Acker-Quartier». Im Hintergrund die Färberei-Schlieren.



Im «Rohr» 1943. Im Hintergrund der «Hardwald» mit den Waldäckern des Klosters «Fahr».



Der erste Bindemäher beim Einsatz auf dem Berg Schlieren, Pestalozzistiftung, 1943

Mit dem «Plan Wahlen» als Grundlage zur «Anbauschlacht» erhöhte sich der Arbeitsanfall auf jedem einzelnen Bauernhof. Wenn auch mit dem Aufgebot zum Arbeitseinsatz teilweise qualifizierte Hilfskräfte zur Verfügung standen, waren doch sehr grosse Anstrengungen nötig, um im Stall und auf dem Feld zurecht zu kommen.

Gerade zur rechten Zeit kam da die industrielle Entwicklung des Bindemähers. Ein schöner Teil der Muskelkraft konnte mit dem Einsatz des Bindemähers dem Traktor übergeben werden. Schon im Jahre 1941 wurde in Schlieren erstmals mit einer gemieteten Erntemaschine Getreide gemäht. Alfred Wetter – «Wetter-Friedel» –, welcher schon immer den rationellen, arbeitssparenden Methoden den Vorrang gab, machte jenen Einsatz möglich. Mangels flüssigem Treibstoff wurde sein Bühler-Traktor mit Holzgas angetrieben. In einem schweren Eisenkessel, seitlich am Traktor angebracht, wurden Hartholz-Klötzchen (6 x 6 x 6 cm) verheizt und vergast. Der Bindemäher Marke «McCormik» war amerikanischer Herkunft und mit Bodenantrieb versehen. Später kamen nur noch zapfwellengetriebene Geräte zum Einsatz. Dabei erfolgt der Antrieb direkt über die Zapfwelle von der Zugmaschine her. Heute werden praktisch alle Traktoren mit Zapfwelle und hydraulischer Hebevorrichtung ausgerüstet.

Zum Dreschen in den Scheunen: Das auf dem Feld getrocknete Getreide wurde in Garben gebunden, eingeführt und in den Scheunen gelagert. Ursprünglich, als der Getreidebau ausschliesslich zur Selbstversorgung diente, wählte man für die Lagerung den obersten Boden direkt unter dem Ziegeldach. Mit Seil, Haken und Rolle wurde Garbe um Garbe hochgezogen. Das Dreschen mit dem «Flegel» erfolgte dann im Winter. Die Garben legte man auf den harten Tennboden und bearbeitete den Aehrenteil im Takt so lange, bis alle Körner von Spelz und Stroh getrennt lagen. Mit einer handgetriebenen Windmühle wurden hernach die leichten Teile, der «Güsel», von den Körnern getrennt. Mit einem Drahtsieb, «Ritere» genannt, wurden auch die schwereren Teile ausgesiebt. Viel Muskelkraft wurde später durch kleine Dreschmaschinen ersetzt. Das Ausschlagen der Körner in einer Trommel und das im gleichen Arbeitsgang folgende Reinigen brachte erste Arbeitersparnis. Mit der Herstellung grosser motorgetriebener Dreschmaschinen folgte ein weiterer Schritt. Im Winter zog der Dreschmeister mit seiner Maschine von Hof zu Hof. Noch in den Dreissigerjahren diente als Antrieb ein Einzylinder-Ungetüm mit riesigem Schwungrad. Das Gefährt war mit Vollgummireifen und Blechdach ausgerüstet. Ein langer Lederriemen, in der Mitte gekreuzt, verband den Motor mit der Dreschmaschine. Die ganze Einrichtung gehörte dem Sägereibesitzer und Lohndrescher-Meister Altdorfer in Urdorf. Später, als auch eine Weichballen-Strohpresse angebaut wurde, erfolgte der Antrieb mit Elektromotor. Oft genügte aber der Querschnitt der Elektroanschlüsse auf dem Hof nicht. Kurzerhand wurde der elektrische Strom direkt von den Zuleitungen angezapft. Eine Schalttafel mit Zähler zierte dann die nächstgelegene Holzstange. Der Dreschtag durfte zu den besonderen Ereignissen gezählt werden. Kaum ein Bauer beschäftigte eine genügende Zahl eigenen Personals, um den anfallenden

Arbeitseinsatz fristgerecht zu erledigen. Also halfen sich die Bauern gegenseitig aus. Zwei Personen auf dem Stock, zwei Personen auf der Dreschmaschine, eine Hilfskraft am Stroh und eine weitere an den Getreidesäcken. Das war – ausser dem Dreschmeister – der erforderliche Mindestbestand an Personal. Die Frauen sorgten für das leibliche Wohl der staubgeplagten Mannschaft. Vor allem der Hafer entwickelte oft arge Staubwolken. Wer seine Ernte nicht sorgfältig getrocknet in die Scheune eingeführt hatte, erhielt am Dreschtag die staubige «Quittung». Auch niederschlagsreiche Erntemonate (Juli / August) erschwerten die Ernte oft beträchtlich. Man darf ja nicht vergessen, dass jeweils nichts Vernünftiges zustande kam ohne ein paar aufeinanderfolgende heisse Sommertage.

1948 ereignete sich bei dieser Arbeit ein schwerer Unfall. Dem 20jährigen Eduard Zürcher geriet ein Bein in die Dreschtrommel, es war unterhalb des Kniegelenkes verloren. Trotz der Behinderung ist er bis zum heutigen Tage seinem Beruf als Landwirt treu geblieben.

Seit dem Einsatz des Mähdreschers, der in Schlieren in den 60er Jahren Einzug hielt, gehört die ungesunde «Dreschromantik» der Vergangenheit an.

Bundessäcke: Für Brotgetreide – Weizen, Roggen und Korn (Dinkel) – leistet der Bund gemäss Getreide-Regal noch heute eine Abnahmegarantie. Bis zum Jahr 1982 war auch die Selbstversorgungspflicht für jeden Getreidebauern vorgeschrieben. Das Mahlgetreide, welches über den Eigenbedarf hinaus produziert wurde, übernahm die Eidgenössische Getreideverwaltung zu jährlich neu festgesetzten Preisen. Vor der Dreschkampagne im Winter bezog jeder Bauer beim Ortsgetreide-Stellenleiter die benötigte Zahl Bundessäcke. Mit dem aufgedruckten Schweizer Kreuz und den roten Streifen, wie auch wegen der vorzüglichen Jutequalität unterschieden sich die Bundessäcke markant vom gewöhnlichen Sackmaterial. Jeder Weizensack wurde mit genau 101 kg gefüllt. Nach Abschluss des Dreschens auf dem Hof wurde das Getreide vom Ortsgetreide-Stellenleiter zur Abgabe gemeldet. Die nächste Sammelstelle für Schlieren lag in Altstetten. Der Aufkäufer des Bundes zusammen mit dem Müllermeister der Mühle Wehrli musterten das Produkt genau. Hektoliter-Gewicht, Feuchtigkeit und Besatz wurden festgestellt. Danach wurde der Übernahmepreis festgesetzt und beidseits unterzeichnet. Manchmal entwickelte sich die Getreideabgabe zu einem kleinen gemeinsamen Fest, welches allerdings spätestens zur Futter- und Melkzeit ein Ende fand.

Heute ist auch dieser Brauch der Rationalisierung zum Opfer gefallen. Mit der offenen Einlieferung der Körner in die genossenschaftlich organisierten Sammelstellen hat sich manches geändert. Mit der Einführung der Mähdrescher und der Ablieferung des Erntegutes direkt ab Feld erfolgt die Übernahme in der Sammelstelle unter ähnlichen Bestimmungen wie zuvor in der Mühle.

Mit der propagierten Rückkehr zur naturnahen Landwirtschaft dürfte sich der Trend zur ungehemmten Rationalisierung im Alpenland Schweiz verlangsamen. Im Zeitalter der Überproduktion im europäischen Raum gewinnt ökologisches Gedankengut an Bedeutung. Immerhin muss auch der hiesige Bauer auf der Hut sein,

um nicht den Anschluss an die fortschreitende Betriebsvergrößerung in bevorzugten Lagen gänzlich zu verpassen. Eine einseitige Auslandsabhängigkeit im Sektor Nahrungsmittel könnte sich im Notfall für unsere Eigenständigkeit verhängnisvoll auswirken!

Pferd oder Traktor: In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg begann eine fortlaufende Mechanisierung. Die Diskussion darüber, ob Pferde durch den Traktor vernünftig ersetzt werden können, spaltete die Bauern in zwei Lager. Begreiflich, denn die ersten Traktoren, als reine Zugmaschinen eingesetzt, konnten nicht durchwegs befriedigen. Der Bodendruck im Ackerland wirkte sich ertragsmindernd aus. Im Laufe der Zeit entwickelte die Industrie passende Geräte mit grosser Arbeitsbreite, so dass heute ein rationell geführter Landwirtschaftsbetrieb ohne Traktor mit passenden Zusatzgeräten kaum vorstellbar ist. Ebenso war damals kaum vorstellbar, dass die Technik brauchbare Geräte hervorzubringen vermöchte, wie z. B. Vollernter für Kartoffeln, Rüben, Erbsen, Bohnen und Getreide. Da derartige «Monster» nur bei genügender Auslastung rentieren, werden sie genossenschaftlich angeschafft und im «Lohn» mit Fahrer ange-

stellt. Zur Auslastung eines Mähdreschers sind beispielsweise etwa hundert Hektaren Getreidefläche nötig.

In Nordamerika soll es bereits Farmer geben, welche ihre riesigen Felder mit elektronischen Sensoren ausgerüstet haben, um ohne Traktorfahrer zu pflügen.

Bei aller Sorge um unsere Landwirtschaft bleibt immer zu bedenken, dass die Transportmöglichkeiten eine ähnliche Entwicklung durchgemacht haben und somit die Welt klein geworden ist. Die Bauern in Übersee, aber auch die Bauern an bevorzugten Lagen in Europa sind unsere Konkurrenten.

An dieser Stelle wäre noch beizufügen, dass in der Schweiz heute keine Traktoren in Eigenproduktion mehr gebaut werden. Die Auslandskonkurrenz mit riesigen Serien, billigeren Arbeitskräften und günstigeren Zulieferanten hat den hiesigen Traktoren-Herstellern wie Meili, Bucher-Guyer, Bühler und Hürlimann den Rang abgelaufen.

Die Technisierung der Landwirtschaft macht weiterhin Fortschritte auf allen Gebieten. Damit wird eine enorme Produktivitätssteigerung erzielt. Eine Entwicklung, welche aus ökologischer Sicht heute überall an Grenzen zu stossen droht.



«Kriegsrat» beim Lagergetreide im «Robr» 1950.

Der stark lagernde Roggen konnte mit dem Bindemäher nicht geerntet werden.

*Links im Bild steht Alfred Wetter *1894 unter dem Stroh-Auswurf des ersten Mähdreschers, der in unserer Gegend erstmals zum Einsatz kommen sollte. Diese Maschine gehörte dem Städtischen Gutsbetrieb Juchhof.*

Durch die andauernd feuchte Witterung wuchsen die Körner in den Ähren stark aus. Aus jedem Roggenkorn spross bereits der Keimling, sodass selbst der Mähdrescher nicht zum Einsatz kommen konnte. Allein das Mähen mit der Sense blieb übrig. Heute sind Mähdrescher im Einsatz, welche mit ihren starken Motoren und entsprechender Ausrüstung auch unter extremen Bedingungen gute Arbeit leisten. Vorausgesetzt, dass das Getreide «totreif» ist und dass die Halme trocken sind.

DIE LANDWIRTSCHAFT IN SCHLIEREN; BETRIEBSZÄHLUNG IM JAHR 1990

Um die Jahrhundertwende zählte Schlieren 68 Wohnhäuser mit 139 Haushaltungen. Nutzungsberechtigt am Bürgerland im «Rohr» waren 41 Bauern.

Heute hat Schlieren noch sechs Bauernbetriebe; 17 Personen, Frauen und Männer zusammen, sind noch vollamtlich im Bauernberuf tätig.

Gesamtschweizerisch liegt der Bauernanteil bei 4 % (etwa gleich wie der Anteil der Arbeitslosen in Prozenten der Werk tätigen).

Diese 4 % Bauern produzieren 65 % des Nahrungsmittelbedarfes im eigenen Land.

Die Schlieremer Landwirte bewirtschaften 155 Hektaren Kulturland; davon 76 Hektaren Ackerland, 60 Hektaren Wiesland, 15 Hektaren Wald und 4 Hektaren Spezial-Obstkulturen. In fünf Ställen stehen 82 Kühe, 34 Rinder, 15 Kälber und 13 Pferde; ausserdem 90 Schweine und 300 Hühner.

(Ein Quadratkilometer hat 100 Hektaren, eine Hektare hat 100 Aren, eine Are hat 100 Quadratmeter, misst also 10 x 10 Meter im Quadrat.)

Auf 10 Hektaren sind 700 Familiengärten bepflanzt; Kleintiere in den Gartenarealen sind oben nicht mitgezählt.

Alle Schlieremer Bauern haben sich der Integrierten Produktion = IP verschrieben. IP heisst: Bodenbedeckungsgrad einhalten, um Stickstoff-Auswaschung zu verhindern, Zwischenfrüchte und Gründüngung anbauen, die Düngung genau auf den Nährstoffentzug durch die geernteten Früchte ausrichten, Hofdünger optimal einsetzen, Spritzmittel gezielt gegen Pilzkrankheiten und Schädlinge anwenden, Bodenherbizide zur Unkrautbekämpfung meiden, wo immer möglich Nützlinge einsetzen, Tiere artgerecht halten.

Die Berufsbildung in der Landwirtschaft zeigt sich heute wie folgt: zwei Lehrjahre mit Abschlussprüfung; zwei Jahre oder zwei Winter Landwirtschaftsschule mit Berufsprüfung; Besuch der Meisterkurse nach Betriebsleiterpraxis mit eidg. Diplomabschluss; daneben steht eine Ausbildung zum Agro-Techniker und die Hochschule mit dem Abschluss als Ingenieur-Agronom.

Schlusswort

Die Wirklichkeit hat sich in den vergangenen hundert Jahren verändert. Dank den Erkenntnissen in Wissenschaft und Technik erzeugen heute 4 % Bauern 65 % des Inland-Nahrungsmittelbedarfs; bei Brot, Milch und Kartoffeln gar über 100 %. Die beiden Weltkriege 1914/18 und 1939/45 zeigten drastisch, welche Bedeutung der einheimischen Nahrungsmittelproduktion zukommt. Mit der Anbauschlacht gemäss Plan Wahlen wurde in der Schweiz wirklicher Hunger vermieden. Der übergrosse Einsatz in der Landwirtschaft sowie die gerechte Verteilung der Lebensmittel durch Rationierung haben dazu beigetragen. Der Dank gehört vorab den Bäuerinnen und allen anderen Personen, welche durch ihre Arbeitsleistung die Abwesenheit der militärdienstpflichtigen Bauern ersetzten. War es Glück oder Vorsehung, dass witterungsbedingte Missernten während der beiden grossen Welt-Brände ausblieben?

Heute redet man von Nahrungsmittelüberschüssen in Europa. Rationelle Anbaumethoden sowie die modernen Transportmöglichkeiten lassen die Welt klein werden. Der Anteil der Haushaltausgaben für Nahrungsmittel sinkt ständig und erreicht in der Schweiz 1993 gerade noch 8,7 %. Im Jahre 1989 waren es noch deren 12,2 %. Wissenschaft, Schulung und Technik haben derartige Fortschritte möglich gemacht.

Der Naturwissenschaftler Justus von Liebig hat von 1803–1873 gelebt. Er entdeckte das Gesetz vom «Minimum» und begründete damit die moderne Düngerlehre als Schulfach. Damals regierte in weiten Teilen Europas der Hunger; in Teilgebieten gar die Hungersnot. Später haben Mitscherlich und andere Wissenschaftler die Lehre Liebig's verfeinert. Ohne diese Erkenntnisse würde heute wohl niemand von Überschüssen reden. Auch die vielfach angeprangerte «Pflanzenschutz-Chemie» hat ihren Teil zum Wohlbefinden im Nahrungsmittelsektor beigetragen; ebenso die Züchtung ertragreicher und krankheitsresistenter Kulturpflanzen. Und trotzdem ist es noch nicht gelungen, alle 6 Milliarden Menschen auf dieser Erde ausreichend zu ernähren.

In der NZZ, Neue Zürcher Zeitung, vom 3. Juni 1996 steht geschrieben, dass die Weizenvorräte der Welt seit dem 2. Weltkrieg noch nie so klein waren wie gerade heute.

Moderne Erkenntnisse aber müssen der «Basis», in unserem Falle dem Bauern, bekannt gemacht werden. Als im Jahre 1893 der Landwirtschaftliche Verein Schlieren gegründet wurde, gab es weder Autos noch Traktoren noch Fernseher. Dafür aber gab es Sicheln, Sensen und Dreschflegel wie auch Kühe, die vor den Wagen gespannt wurden, und es gab den Bauern «Klein-Jogg», der in harten Zeiten Sparsamkeit predigte und Arbeitsamkeit von Sonnenaufgang bis spät in die Nacht hinein vorlebte.

Hätte damals jemand behauptet, man könne in hundert Jahren auf den Mond fliegen, oder in der Stube ein Fussballspiel sehen, das im gleichen Augenblick in Amerika ausgetragen wird; oder hätte jemand vorausgesagt, dass sich Frauen zum Vergnügen an 50 m langen Gummiseilen in die Tiefe stürzen würden: Man hätte ihn für verrückt erklärt...

Daher kommt es, dass ich heute keine Prognose wage.

Der Präsident des LVS:
Rudolf Weidmann

Quellenverzeichnis:

- Protokollbücher des Landwirtschaftlichen Verein Schlieren
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz
- Jahrbücher der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren

Bildnachweis

Wir Kinder vom Negerdorf:

Alle Bilder aus dem Archiv des Gasi-Museums

Landwirtschaftlicher Verein Schlieren:

Bilder auf Seite 66–70: Hans Bachmann

Alle andern Bilder sind aus dem Archiv der Vereinigung für Heimatkunde und wurden ihr seit 1952 von Schlieremer Familien zur Verfügung gestellt.

Bisher erschienene Jahrhefte von Schlieren

- | | |
|--|--|
| <p>1954 Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren
von Gustav Fausch (vergriffen)</p> <p>1955 Vom Schlieremer Wald
von Dr. Emil Surber (vergriffen)</p> <p>1957 Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten
von Hugo Brodbeck,
Heinrich Wipf und Hans Brunner</p> <p>1959 Schlieren vor 100 Jahren
von Dr. Emil Surber und Heinrich Meier</p> <p>1961 Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759
von Rolf Grimm
Grosse Überschwemmung und Hochwasser
im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910
von Eduard Böhriger
Albert Vollenweider-Schuler,
Lebensfragment eines alten Schlieremers
von Heinrich Wipf
Rudolf Hollenweger von Schlieren,
Lehrer in Blumenau, Brasilien
von Heinrich Meier-Rütschi</p> <p>1963 Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens
der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
von Heinrich Meier-Rütschi
Bürger Nutzen vor 100 Jahren
von Dr. Hans Heinrich Frey
Die Aufhebung des Bürger Nutzens in Schlieren
von Heinrich Meier-Rütschi
Der 1. Juni 828, ein Markstein
in der Geschichte von Schlieren
von Rolf Grimm</p> <p>1965 Die grosse Schulreise von 1833
von Rolf Grimm</p> <p>1967 Kilch und Gmeind zu Schlieren
unter dem Spital zu Zürich 1379 – 1824
von Hans Höhn</p> <p>1970 Die Inventarisierung der
kulturhistorischen Objekte, I. Teil
von Peter Ringger</p> <p>1972 Die Inventarisierung der
kulturhistorischen Objekte, II. Teil
von Peter Ringger und Jean-Claude Perrin</p> <p>1975 Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie
von Hans Bachmann, Walter Bösch,
Ursula Fortuna und Peter Ringger</p> <p>1977 Gerichtsbüchli von Schlieren
Eingeleitet von Ursula Fortuna</p> <p>1979 Die Öffnung von Schlieren
von Ursula Fortuna</p> <p>1981 Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622 – 1875
von Ursula Fortuna</p> <p>1992 Ein Schlieremer erlebt Amerika
von Kurt Scheitlin</p> <p>1993 Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren
zwischen 1914 und 1939
von Heinrich Meier</p> <p>1994 Von der «Lymhütte» zum chemischen
Unternehmen
Ed. Geistlich Söhne AG, Schlieren
von Philipp Meier und Heinrich Geistlich</p> | <p>1995 Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich
in Schlieren 1898 – 1974
von Max Kübler</p> |
|--|--|

